

ERDBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 41. Monatl. erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. November 1860. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VI. Jahrgang.

Natalie.

(Fortsetzung.)

Herr von Afting hatte unterdessen seinen Wagen verlassen und war einsam und auf Feldwegen dem Schlosse zugeschritten. Er blieb zuweilen stehen, um die Käfer zu beobachten, die schwerfällig über schlankes Grashalme dahinkrochen, oder der Weise ins Nest zu sehen, vor dem nun die schützende Lehrenmauer eingesunken war. Ihn freuten jene Sonnenlichter, die sich auf den Wipfeln der Bäume gleichsam zu wiegen schienen, die langen Wolfenshatten, die sich auf die Wiesen legten, während an dem fernen Saum des Horizontes blaugraue Düstergelbe sich erhoben, vor denen weiße Flocken, sichere Zeichen eines nahenden Gewitters, schwebten, gleich wie der leichte Troß, der einem schrecklichen verderbenbringenden Kriegsheer voran zu eilen pflegt.

Als Richard sich dem Schloßhofe nahte, sah er das Pferd des Lieutenant, das von dem Stallburgen langsam hin und her geführt wurde, damit es sich abkühlte. Ihm selbst jetzt nicht zu begegnen, wo sich seine Seele in süßstem Frieden befand und wo die Hoffnung, Marie wiederzufinden, ihn für den Augenblick weit über alle anderen Interessen hob, ging er ums Schloß herum, durchstrich die hohen Schattengänge und freute sich, zu denken, daß das liebe Mädchen hier verweilte, wo Schönheit und Ruhe ihrem Geist die lieblichste Harmonie verleihen mußte. So kam er unvermerkt bis zu dem Ende des Parks; schon schimmerte ihm der Bach entgegen wie ein silberner Leitfaden durch des Lebens Labyrinth; jetzt bog er um den Buchengang, jetzt öffnete sich vor ihm der Blick über das weite Stoppelfeld bis zu den blauen Gebirgsspitzen, die in den Gewitterwolken zu verschmelzen schienen — und dicht vor ihm erschaute er sie, deren Anblick ihn mit größerer Wärme erfüllte, als des Schöpfers ganze Macht und Herrlichkeit.

Sie ruhte auf dem Rasen neben einer Steinbank, auf die ihr rechter Arm sich lehnte; ihr blondes Haupt war tief gesenkt, und die Linke, die im Schooße lag, hielt einige Grashalme. Sie sah nicht den Ersehnten, der nun lächelnd und bewundernd hinter ihr verweilte. Jetzt trat er näher, leise kniete er neben ihr nieder und blickte über ihre Schulter nach dem Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit hin.

Marie wandte sich um, ein süßer Schauer überkam sie, als sie sich so plötzlich und so nahe dem Geliebten sah. Ihre frischen Lippen bebten, aber weghalb sollte sie das Wort: Willkommen! das darauf schwebte, aussprechen, da es ihr erschien, als sei er stets ihr nahe gewesen, als hätte die Ahnung seines Wesens, des Inbegriffs von Allem, was da schön und gut, sie umschwebt, noch ehe sie ihn gekannt, und sei nun Fleisch geworden und herniedergeriegen zu ihr, um sie mit hinauf zu heben zu der ewigen Seligkeit in seiner Liebe.

„Sie haben den Staat der Ameisen zerstört,“ sagte Richard, „nun ist das Völkchen in Empörung gegen Sie und klagt in Ihnen die Tyrannei der ganzen Menschheit an!“

„Damit thun die Thierchen der Menschheit Unrecht, so wie mir,“ antwortete Marie. „Ich habe einen Kranz von Grashalmen binden wollen, um mein Schicksal daraus zu erkennen; da fällt von ungefahr ein Blättchen in ihr Nest, und ehe ich noch die Zeit habe mein Versehen wieder gut zu machen, läuft der ganze Troß schon wild herbei und zerrt und schiebet an dem

Blatt, und wollt ich jetzt noch helfen, so würde wohl mein guter Wille nur mit einigen Bissen vergolten werden.“

„Das wäre schlimm,“ verlegte Richard lächelnd, „da Sie für Ihr unverschuldetes Unrecht ja schon genug bestraft sind, weil Sie zurückgehalten wurden, Ihr Geschick in dieser Palmenschrift zu lesen.“

Marie erröthete: „Es liegt nichts mehr daran,“ erklärte sie; „das Schicksal tritt an uns heran, noch ehe wir die Zeit gewinnen, es zu fragen.“

„Doch lüftet es den Schleier nur, um einen zweiten bergend über unsere Zukunft auszubreiten. Lassen Sie uns denn gemeinsam auch vor diesen treten und mit der grünen Zaubertruhe an die festverschlossene Pforte klopfen.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, in welcher noch die fünf verhängnißvollen Halme ruhten; sie blickte zu ihm auf, als wollte sie in seinen Augen nur ihr Schicksal lesen.

„Was aber fragen wir?“

„Ei, wir fragen gemeinsam, ob wir gemeinsam auch das Ziel unserer Wünsche erreichen werden.“

Er hielt die Gräser zwischen seinen Fingerspitzen. Marie bog sich zu ihm hinüber und knüpfte je zwei und zwei zusammen; dann, als das Werk vollbracht war, blickte sie noch einmal lächelnd und doch nicht ohne Herzklopfen zu ihm auf, und als sie das Gewinde nun entfaltete, da hatten sich die Hälmschen alle zu einem Kranz vereinigt.

Noch ruhte dieser zwischen ihren Händen, noch blickten beide

franz verborgen war, und wie ein zweiter Blick herniederfuhr, sie gleich einem Heiligenschein umleuchtete, da stammte Richards Herz in heißer Liebe auf; er schlang den Arm um sie und flüsterte an ihrem Ohr das eine Wort, in dem für ihn des Lebens ganzer Inhalt lag:

„Marie!“
Sie blickte zu ihm auf, vertrauensvoll, mit fester Zuversicht; sie staunte nicht sich selbst in seinem Arme, seinem Herzen hier so nah zu finden; sie lehnte ihre Wange sanft an seine Brust und schloß die Augen, wie zu einem Kindeschlummer.

„Marie!“ flüsterete er noch einmal. „Hier wurde unsere Liebe ja getauft in spiegelheller Fluth, hier beiligt sie des Himmels Feuer und unsere Herzen schmelzen ineinander. Jetzt bist Du mein vor Gott, meine Geliebte, meine Braut!“

Er küßte ihre weiße Stirn, dann schritten beide langsam, fest an einander geschmiegt den Weg entlang. Marie sprach nicht, was hatte sie zu sagen? Verschwunden, vergessen war die vergangene Zeit und ihre Zukunft lag in dem, an dessen Brust sie jetzt lehnte, süß träumend, als berührten ihre Füße nicht mehr diese Erde, als trüge sie sein Arm, der sie umfing, weit über die Vergänglichkeit hinweg. Richard dagegen war voll lebendigen Eifers; ihm schien es, als habe er jetzt erst das Ziel für seine Thätigkeit gefunden, als blühten neue Kräfte in ihm auf, die alle emporkranken müßten, um ein blihenbes Zeit zu bilden, unter dem die Geliebte lustwandeln sollte.

„Du bist mein,“ sagte er, „mein, weil wir uns lieben. Und wenn es Ritter und Drachen gäbe, so wollte ich Dich ihnen entreißen. Du darfst Dich nimmer fürchten, weil Du mir gebörst, denn Liebe ist Verhängniß und Dich hat mein guter Stern an meine Brust gelegt, wie eine Blume, die mein Leben mild durchhaften wird. Darum will ich Dich schützen und pflegen. Arbeit und Beidreßlichkeiten mögen mich betreffen, aber um Dich soll Frieden herrschen und in Deiner Nähe will ich meinen Himmel aufbauen. Du sollst nicht die Sonne daran sein; ich liebe keinen brennenden Glanz; aber der Mond, der sanft beruhigt. Wie ich Dich jetzt in meinem Arme halte und leite, so soll Dein Dasein Halt und Leitung finden in mir; ich will Dein Gatte sein, Dein Beichtiger, Dein Priester, und Deine Seele wird mein Spiegel sein. Die Welt kann meinen Ehrgeiz in ihre goldenen Netze locken, aber um Deinetwillen will ich rein verbleiben, und allen meinen Stolz werde ich nur finden in dem seligen Bewußtsein, Dich beglücken zu können.“

So waren sie bis zu dem freien Platz gekommen, auf welchem Richard Natalie geholt hatte Kränze für Marien winden. Hier ließ er sie aus seinen Armen frei, aber er ergriff ihre beiden Hände und sprach mit feierlicher Stimme:

„Schwöre mir, daß Du mich lieben willst, Marie, und keinen andern Herrn haben willst, als mich!“

Marie blickte ihn unter Thränen an, denn ihre ganze Seele schwamm in ihrem Auge als sie in seines schaute, und sie sprach:

„Ich schwöre!“
Wie segnend legte Richard seine Hand auf ihre Stirn, dann schritten sie schweigend dem Schlosse zu. Ganz unwillkürlich blickte er zu Natalie's Fenster auf; dort stand Eugen und schaute in den dunkeln Wolfenflor, ohne die Weiden zu sehen. Als diese über die Schwelle traten, sahen sie sich noch einmal, wie Abschied nehmend, an.

„Schweig!“ sagte Richard leise. Dann traten sie zum Präsidenten ein, der sie zu seiner Tochter führte. — — —



Die Männer bildeten Spazier und ließen die Frauen an sich vorüber-schreiten. (Seite 314.)

mit selbigem Vertrauen in diesen Schicksalspruch einander an, als aus dem dunkeln Gewölbe hervor der erste Blick herniederzuckte, als blicke der Himmel hohnlachend auf ihr armseliges Spiel.

Marie fuhr auf: „O schnell nach Haus!“ bat sie, indem sie mit einer raschen Bewegung den Kranz verbarag.

Richard hätte gern noch länger geögert, hätte gern noch einmal in Gefahren dieses holde Kind beschützt. Doch drängte jetzt der Wind, der sich erhob, weit mehr als die Gefahr des nahenden Gewitters zu dem Heimweg hin. Und dennoch schritten sie noch beide, wie von geheimnißvoller Macht gezogen, jener Uferstelle zu, an der zuerst ihr heißer Herzschlag sich begegnet war. Mariens Kleid und ihre goldenen Locken wogten um sie her im Sturmeshauch und wie sie dastand mit dem glühenden Gesicht, die kleinen Hände an die Brust gedrückt, auf der ihr Schicksals-

Erntefest.

Ein heftiges Gewitter hatte sich während der Nacht entladen. Es schien, als habe der Himmel seine lang verhaltene Schmerzgluth in einem Thänenstrom hernieder geweiht und schauete nun mit beruhigtem und wie von dem vollbrachten Kampferklärtem Auge auf sein geliebtes Erdenkind herab. Bäume und Blumen hatten sich rein gewaschen in befruchtendem Naß und standen sonnig glänzend geschmückt, als die Sonne nun den Ruhetag begrüßte. Der Morgenwind flog über die Stoppelfelder dahin und weckte Griceen und Campanulen, die an dem Walbesaum blühten; die schüttelsten den Regen von ihren Blättern ab und läuteten die Vöglein auf, damit sie noch zur rechten Zeit den frohen Sonntagspalm beginnen. Den hörten auch die Heerden in dem Stall und klangen mit hinein mit den glänzenden Schellen, die an ihren Hüften hingen, bis auch die Menschen erwachten und mit frischem Muthe von dem Lager sprangen, um dem Feiertag ein freudiges Willkommen zu bringen, Lüden flogen auf, Fenster klirrten und: Guten Morgen — schönen Dank! erscholl's von Mund zu Mund, bis frisches Leben selbst hinauf zum alten Kirchthurm flog und seine Glocken alle festlich klangen, daß auch die andern in den Nachbardsdörfern mit erwachten und ihm ihren Gruß auf Windesflügeln sandten.

Auf dem freien Plage vor dem Schulhaus sammelten sich die gepukten Dorfbewohner. Drinnen stand der bunte Erntekranz, den die jungen Mädchen Abends vorher unter Lisbeths Leitung gebunden und mit Goldfittern und seidenen Bändern zierlich geschmückt hatten. Jetzt wehte ihn der junge Pfarrer mit einigen herzlichen Worten ein; dann nahmen ihn zwei frische Bursche auf und es ordnete sich ein Zug, der sich langsam dem Schlosse zu bewegte, während nur der Prediger zurück blieb und mit gerührtem Blick das Zeichen menschlichen Fleißes und göttlichen Segens von hinnen tragen sah. Weit mehr, als er seiner Gemeinde in der zu haltenden Predigt sagen dürfte, bewegte seine Brust. Er dachte an das Brod des Lebens, welches hier geerntet worden war, und an jenes Heilige, aus dem die neue, segensreiche Ernte göttlicher Erkenntniß hier auf Erden wachsen sollte. Er dachte an die Arbeit, an den Schweiß, der hier vergossen ward, und an die Heiligung derselben durch des Ewigen Wort. Er dachte an das Korn, das in der Furche stirbt, und an die goldene Saat, die einem neuen Licht entgegenreißt — und seine Seele weihete sich selbst in der Freudigkeit seines Berufes und er erhob seine Hände und sprach:

„Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die Du mir gegeben hast, denn sie sind Dein!“

Unter dessen war der Zug vor dem Schlosse angelangt, von dessen Terrasse aus der Präsident, Natalie und ihre Gäste ihnen entgegenkamen. Der Dorfschulz trat hervor und begrüßte den Gutsherrn mit ehrerbietigen Worten, die dieser mit einem Handschlag erwiderte. Gleicherweise wurden auch seine Frau und Tochter von Natalien freundlich empfangen; dann schickte man sich zum Kirchgange an, dem der Präsident, seiner Kränklichkeit wegen, nicht beiwohnen konnte und sich deshalb von seinem Neffen, Eugen, vertreten ließ.

Mit Feierlichkeit und unter dem Geläute der Glocken ordnete sich nun der Zug in zwei Abtheilungen. Voran wurde der Erntekranz getragen; dann folgte Eugen mit den Dorfschulzen; Richard, dessen vornehme Haltung von der seines Nebenmannes, des Gastwirths, seltam abwich, und dann die Bauern, Großknechte und Knechte je zwei und zwei in langer Reihe. Erst nachdem die Männer so eine kleine Strecke voraus gegangen waren, traten die Frauen ihren Weg an. Sie wurden von Natalie geführt, die zwischen Lisbeth und Marie ging; an sie schlossen sich zuerst die Frauen, dann die Mädchen und endlich die Kinder in buntem Haufen.

So kam man unter feierlichem Schweigen, oder einzelnen, gestülpten Worten, auf dem Kirchhof an, wo die Männer ein Spalier bildeten und die Frauen an sich vorüber durch die gothisch geschmückte und mit Blumengewinden umgebene Thür schreiten ließen. Der Erntekranz wurde ihnen vorangetragen und vor dem Altare aufgestellt und alle Kirchgänger machten einen Rundgang um ihn, ehe sie sich an ihre bestimmten Plätze setzten.

Wir können den Inhalt der Predigt, die der junge Geistliche hielt, nicht wieder geben, nicht die feierlichen Worte wiederholen, mit denen er dem Schöpfer für seinen Segen dankte. Die Herzen alle, die bisher in freudiger Erwartung des heutigen Vergnügens geklopft hatten, wurden fortgerissen von dem glühenden Strom seiner Rede und schmolzen zusammen in heiliger Andacht. Mit nassem Auge blickte Lisbeth zu dem Pfarrer auf; ihr schien es, als schwebe ein Strahl göttlichen Lichtes um die Gestalt des theuern Mannes, als sei sie selbst viel zu unwürdig und viel zu hoch beseligt, in seiner Nähe leben, seine Worte hören zu dürfen.

Die Fenster der kleinen Kirche waren weit geöffnet; Blumenguirlanden hingen dazwischen und zogen sich von da zu Altar und Kanzel hinein, als sollten sie das festliche Band sein, welches den Glauben hold an die Schöpfung knüpft und die heilige Lehre mit der Natur vereint. Die Vöglein kamen, wiegen sich auf den Blüthenzweigen und sangen mit hinein in des Schöpfers Lob, und als die Andächtigen aus dem Gotteshause, gefolgt von den Orgelläuten, heraustraten, da schien es ihnen, als wehe auch draußen der Geist des Ewigen sie fühlbar an und sie begrüßten sich mit strahlenden Blicken und brüderlicher Vereinigung.

In einzelnen Gruppen, die eben vernommenen frommen Lehren ernst besprechend, theilten sich die Dorfbewohner. Manche gingen zu ihren häuslichen Geschäften, Manche zur Liebsten, während Andere noch still bei einem theuern Grabe verweilten.

Unsere Freunde, zu denen sich heute noch der Pfarrer, Lisbeth und ihre Mutter gesellten, sammelten sich um den Präsidenten, der sich von ihnen berichten ließ, was er selbst nicht miterleben konnte. Ihn freute der Wohlstand und das wackere Aussehen seiner Untergebenen und er ließ sich von der Predigerwitwe manche Einzelheiten aus dem Leben derselben erzählen, bis er ihr Töchterchen zu sich heranzog, die ihm von Begeisterung durchglüht den Inhalt der heutigen Predigt wiederholte; dafür streichelte er ihr lobend die Wangen und nannte sie ein gutes, aufmerksames Kind, das einen frommen Mann verdiene.

Natalie hatte während des Prediger in ihre neuen Gartenanlagen umhergeführt und lud nun zu einem frühzeitigen Mittagsmahl ein, damit die Landleute später nicht auf sie zu warten hätten. Sie hatte die Tafel im Freien aufschlagen lassen, und eine duftende Blumenfrone, ein Abbild des Erntekranzes, schmückte ihre Mitte. Der Pfarrer lobte die sinnige Zier.

„Bei allen unsern Festen,“ sagte er, „müssen Blumen ihr unschuldiges Leben verbluten, damit sie uns an die Vergänglichkeit jedes Genusses erinnern.“

„Dann müssen sie Natalie schelten, Herr Prediger,“ rief

Eugen; „sie weicht viele Blumen der Vergänglichkeit, indem sie jeden jungen Tag damit schmückt.“

„Das gnädige Fräulein,“ erwiderte der Geistliche, „pflegt dagegen andere Keime. Sie müssen einmal wieder unsere Dorfschule besuchen, um sich mit mir zum Danke gegen unsere edle Kindergärtnerin vereinigen zu können.“

„Für diese,“ lachte der Lieutenant, „hätte ich gestern fast einen interessanten Sprößling mitgebracht, und es wäre dies schon deshalb der Mühe werth gewesen, um zu hören, was Eure civilisirten Herzen zu meinem Findling gesagt hätten.“

Man bat um Aufklärung und Eugen erzählte:

„Ich ritt gestern in ziemlich vernünftiger Stimmung von Hause fort. Aber kaum war ich auf die Chaussee gekommen, schien es mir, als wären alle die Pappelbäume verzauberte Lieutenants, die, weil es ihnen hier auf Erden nicht möglich gewesen vorwärts zu kommen, nun verdammt seien in Ewigkeit ohne Avancement auf derselben Stelle zu stehen und in aufrechter Haltung gegen jeden Vorübergehenden Front machen. Ich ärgerte mich und beschloß, sie keines Blickes mehr zu würdigen; die verherrten Kerls flüsteren und säuselten aber untereinander auf eine so spöttische Weise, als freuten sie sich schon darauf, mich selber mit ihnen in einer Reihe zu sehen, daß ich am Ende wild wurde, Reißaus nahm und über den Graben hinweg in den Wald hinein trabte.“

Das wäre nun in so weit gut gewesen, als meine Herren Kameraden mir dahin nicht nachkommen konnten; aber mit ihrem Anblick hatte ich auch den Weg verloren und je mehr mein gutes Thier über Wurzeln dahinstolperte und mich gegen Stämme quetschte, deren Zweige mir in den Bart fuhren — um so mehr drang ich vorwärts, bis ich das erste Loch in dem Aermel meiner neuen Uniform entdeckte, was mich zu dem Entschlusse zwang, abzustiegen und zu Fuß meinem Pappen voran zu gehen.

So hatte ich einige Zeit hindurch die Rolle eines irrenden Ritters kläglich genug gespielt und mich von Erdbeeren genährt, die immer noch reichlich genug im Walde wachsen, als sich dieser plötzlich lichtete und ich, vermöge meiner Länge, über Gebüsch hinweg in eine kleine Vertiefung sehen konnte, in der sich ein ziemlich malerischer Anblick meinen Augen darbot.

In der Mitte dieses freien Platzes brannte nämlich, wie dies bei Zigeunersencen gewöhnlich ist, ein Feuer, an welchem ein altes schauerhaft häßliches Weib, zwar keinen Herensfart, aber ein Nihilist sich bereite, während ein daneben sitzender Mann Fleischschneiben von einem großen, wahrscheinlich gestohlenem Braten abschchnitt und sie, in Ermangelung eines Tellers, auf einen Kastenbenedel legte. Etwas seitwärts saß eine noch junge Frau und flocht sich die längsten, schwärzesten Haare, die ich jemals gesehen, während sie mit dem Manne Schimpfreden in irgend einem Kauderwelsch zu wechseln schien, in die die Alte heiser lachend mit einstimmt. Was aber meine Aufmerksamkeit besonders fesselte, war ein ruhender Esel, auf dem sich ein Knabe und ein Zwerg unherwägten. Das Kind war ohne Zweifel von südllicher Abstammung, wo hätte es sonst so große schwarze Augen hergenommen? Sein Spielkamerad trug eine bunte Jacke und den lächerlichsten Buckel, den man nur erblicken kann. Beide schienen sich vortrefflich zu amüsiren, denn sie kollerten übereinander, kletterten auf den Esel, zogen sich an den Beinen herunter und freischten und lachten dabei.

Nach der festlichen bunten Kleidung der Leute und ihrem vielen Gepäc zu schließen, mußten es wandernde Schauspieler sein, die zu einem Jahrmarkte zogen, und ich freute mich schon darauf, sie heute hier zu sehen. Als ich mich aber zum Weiterschreiten wandte, mußte mich der Junge bemerkt haben, denn er schlich mir nach, während der Unhold, auf den Händen gehend, ihm folgte. Schweigend winkte mir der Knabe zu einem nahen Busch und bat mich dann mit kläglichem Stimm und eingelernter Bettlermienne um ein Almosen. Offenbar sollten die Andern nicht sehen, daß er ein Geldstück von mir empfing, und ich hatte kaum Zeit von ihm zu erfragen, daß er mit seinen Aeltern nach dem Städtchen Holzweiler zog, als er auch schon mit einem Satz auf die Schultern des Buckligen sprang, der mit ihm zu dem Esel, wahrscheinlich dem einzigen Hechtlichen unter der Bande, zurücktrabte.

Sie sehen, meine Herrschaften, wie leicht es ist, selbst bei unserer Polizeiordnung noch Abenteuer zu erleben, und ich versichere Dir, Natalie, die Gruppe, und vorzüglich der schwarzäugige Bengel, wäre Deines Pinsels würdig gewesen.“

Natalie war der Erzählung mit steigender Aufmerksamkeit gefolgt.

„Seltam,“ sagte sie, „seltam erinnert mich dieses Alles an ein Ereigniß, welches uns in Italien betraf und dessen sich Herr von Ating noch zu entsinnen wissen wird. Wir hatten in Florenz das Theater nur auf kurze Zeit besucht und kehrten in unsere Wohnung zurück, als die letzten Strahlen der Sonne die ganze Gegend wie mit einem gelbenem Netz überzogen. Auf der Treppe eines Tempels saß eine Frau in italienischer, hier jedoch nicht gebräuchlicher Tracht; sie hielt im Schooß ein Kind, welches zu schlummern schien, ihr zu Füßen kauerte ein altes Weib, das einen buckligen Knaben gefast hielt und mit den krüppeligen Händen unbarmherzig auf ihn schlug, während er nur leise wimmerte und die jüngere Gefährtin gleichgiltig zu ihm niederblickte. Wir suchten an der widerwärtigen Scene schnell vorbei zu kommen; doch hatte uns die Alte kaum erschaut, als sie den Unglücklichen fahren ließ und uns verfolgte, indem sie uns versicherte, Madonna habe sie mit der Gabe versehen, aus den Händen Wahrheit lesen zu können, und wenn Signora die ibrigen nur einen Augenblick hinhalten wolle, so würde sie ihr künftiges Geschick erfahren. Weil ich mich wenigstens von diesem Aberglauben frei fühlte und weil mein Begleiter mir zuredete, den Scherz zu wagen, zog ich den Handschuh ab und ließ sie in die dunkelsten Draselsprüche eingehüllt, und ich war froh, als sich das schmutzige Weib mit tausend Segenswünschen für die reiche Gabe entfernte hatte. Kaum zurückgekehrt, bemerkte ich jedoch, daß mir ein Ring, ein theures Andenken meiner Mutter, das mich nie verlassen hatte, von dem Finger abgezogen war. Alle Nachforschungen nach demselben blieben fruchtlos, und Niemand wollte das Weib, welches wir genau beschriebten, gesehen haben.“

„Vortrefflich,“ rief Eugen, „da bekommen wir ja eine ganze Criminalgeschichte fertig! Zigeuner, Diebe, Heren! Gleich morgen reite ich nach Holzweiler und melde das Begebniß bei der Polizei!“

„Ich möchte,“ sagte Richard, „dem chevaleresken Sinn des Herrn von Heinen die einfache Bemerkung machen, daß doch sehr leicht hier eine Verwechslung der Personen stattfinden könnte und daß eine falsche oder auch nur unbegründete Denunciation dem Denuncianten manche Ungelegenheiten bereiten könnte!“

„Ich begreife nicht,“ erwiderte sich Eugen, „wo da ein Irthum möglich sein soll! Ein junges Weib mit einem Kinde, ein altes und ein buckliger Knabe in bunter Tracht — das sind doch,

denk' ich, Merkmale genug, um seine Forschung darauf gründen zu können?“

Richard lächelte und schweig. Der Präsident bemerkte, es werde am Gerathensten sein, daß Natalie und Richard den kühnen Lieutenant auf seinem Kriegszug gegen die Zigeuner begleite, und Marie freute sich auf das Jahrmarktsfest, zu dem die Fahrt sogleich beschlossen wurde.

Bald nach Tisch kamen die Bauern abermals die Herrschaften abzuholen; es ging ihnen jedoch statt des Erntekranzes ein Musikcorps voran. Die Mädchen hatten sich auf Nataliens Wunsch mit natürlichen Blumen geschmückt, und waren diese auch hfterz mehr nach ihrer Größe und Farbenpracht, als um der sinnigen Bedeutung und des guten Geschmacks willen gewählt, so freute man sich doch, sie an der Stelle der künstlichen, mit Gold- und Silberfittern durchflochtenen Guirlanden zu sehen, welche sonst hier getragen wurden, und die frischen rothen Gesichter blickten zufrieden über ihren Schmuck, den die milde Gutsherrin lobte, darunter hervor. Die Burschen trugen an Hut und Brust die Sträuße und Bänder, mit denen die Liebste sie beschenkt hatte, und selbst die Alten verschmähten es nicht, die jugendliche Zier der ewig neuen Natur neben ihren verbleichenden Haaren zu zeigen. Freudiges Leben wogte in jeder Brust, auch in jedem Lied, und als der Zug sich jetzt zum zweiten Male in Bewegung setzte, um, nicht der Kirche, sondern dem Tanzplatz zuzueiln, da machte die Wonne des Genusses sich unwillkürlich Luft, und kaum hatte man das Schloß verlassen, als schon helles Jauchzen rings erschalle und mancher Bursche, den es nicht länger in der Reihe duldet, sein Mädchen schnell ergreift und mit ihr auf eigene Hand an den Uebrigen vorüber wagt.

Das ländliche Ceremoniel hatte diesmal eine andere Ordnung eingeführt. Während zur Kirche die Männer und Frauen gesondert gingen, waren sie jetzt paarweise vereinigt. Mit komischer Würde führte der Schutze das Schloßfräulein, welches unter ihrem Kranz von weißen Rosen unendlich sanft und lieb ansah. Ihr folgte Eugen mit des Gastwirths Tochter, einer stämmigen Dirne, die ihre sandfarbenen Haare mit den schönsten bunten Georginen geschmückt hatte. Dann kam Marie mit dem Großknecht, gefolgt von Richard, dem die kleine Lisbeth zur Gesellschaft gegeben war. Er wußte es von der Geliebten, daß sie hier eine treue verschwiegene Freundin gefunden hatte, und weil ihm daran lag, die beiden Mädchen näher zu vereinigen, damit Mariens übervolles Herz nicht das Bedürfniß fände, sich gegen Natalie auszuschütten, so sollte er der sanften Predigerin eine ganz besondere ritterliche Aufmerksamkeit, die von dieser Anfangs blüde, späterhin jedoch mit wachsender Zuversicht entgegengenommen wurde. Denn wie es Lisbeth gewohnt war, mit Kindern zu leben, die sich liebend an sie angeschlossen, so waren es die Uebrigen gewohnt, sie als ein Kind noch zu betrachten. Die Bauern, die sie hatten aufwachsen sehen, nannten sie noch immer „unser kleines Lischen“; die alte Mutter hätschelte ihr einziges Töchterchen fast noch, als wenn es ein Wiegenpüppchen gewesen wäre. Junge Männer kamen wenig in ihre Nähe, und der einzige, in dessen steter Gesellschaft sie lebte, war gewohnt, weit über sie hinweg zu einem andern schönen Sterne zu sehen.

Die kleine Lisbeth hatte in der stillen Wohnstube ihres thätigen Lebens das kaum bemerkt. Heut aber, wo Richard ihr die Hochachtung bezeugte, Eugen ihr den Schawl trug und die Kornblumen in ihrem braunen Haar bewunderte, da schien es ihr, als sei sie plötzlich größer und älter geworden, und zum ersten Male erkannte sie, wenn sie sich überall nur mit dem Liebesnamen „unser kleines Lischen“ angedert hörte.

Unser kleines Lischen war denn auch kaum auf dem Tanzplatz angekommen, als sich die Kinder alle an ihren Arm hingen und sie baten, mit ihnen zu spielen. Sie ließ sich von ihnen auf die Seite ziehen und sie bildeten einen dichten Kreis um sie her, den Richard erst durchbrechen mußte, als er seine Begleiterin an ihre Pflicht, den ersten Tanz mit ihm zu tanzen, mahnte. Lisbeth versprach den schreienden Kleinen bald wieder zu kommen. Der Verwalter, Eugen und wieder Richard nahmen jedoch das junge Mädchen so in Anspruch, daß sich die Kinder zum ersten Male von ihr vernachlässigt fühlten.

Der Prediger, der von Gruppe zu Gruppe ging, konnte dabei nicht umhin zu bemerken, mit welcher Anmuth Lisbeth tanzte und wie die Bauernburschen, die sich um sie drängten, unter einander flüsteren: „Die kleine Lisbeth macht's hübsch!“

Der Tanzplatz befand sich auf einem weiten, von Lannbäumen umgebenen Raum. Man hatte den Boden sorgfältig geebnet, wo aber der Wind grüne Nadeln hingeweht hatte, da geschah es wohl, daß ein Tänzer ausglitt und sein Mißgeschick unendlichen Jubel unter den Zuschauern hervorrief. Weiter im Gebüsch hatte man Tafeln aufgeschlagen, und die Burschen führten ihre Liebsten hin, damit sie sich abkühlten, oder wandelten mit ihnen durch die dunkeln Schatten des Waldes. Auf dem Moose lagen die, welche müde vom Springen waren, und sammelten beim Biertrug neue Kräfte, während die Alten einen festen Sitz eingenommen hatten, um dort ihr Pfeisgen in Gemüthlichkeit zu rauchen.

Natalie, die es sich verboten hatte, daß man für die Herrschaft besondere Sitze bereite, ging bald mit dem Prediger, bald mit Lisbeths Mutter umher, ließ sich bald bei den Frauen nieder, mit denen sie von ihrem Haushalt sprach, bald bei den Männern, die sie in ihre politischen Gespräche mit hinein zog, und wurde überall mit Liebe und Hochachtung begrüßt. Die Alten vorzüglich wußten es, wie viel das Fräulein für das Dorf und zumeist für die Schule gethan, von wie mancher Last sie sie befreit und wie manche Erleichterung sie ihnen zugewendet hatte. Die Mütter entnahmen sich der heilsamen Medicin und des noch heilsamern Rathes, womit sie ihren kranken Kindern beigegeben, und mancher Familienvater, der heut im Wohlstand saß, gedachte noch der Zeit, wo er am Rande der Verzweiflung war und wo ein Vorstoß aus ihrem Beutel ihm Leben und Ehre wieder gab.

Am Liebsten sah man sie jedoch an des Lieutenants Arme erscheinen. Eugen war als Knabe so oft auf dem Gute gewesen, daß ein Jeder ihn kannte, und er hatte sich so viel natürliches Gutmüthigkeit bewahrt, daß sich ihm noch heute jede Hand zum biederem Druck entgegen streckte. Mit lustigem Lachen erinnerte er die Burschen an manchen tollen Streich, bei dem sie ihm behilflich sein mußten, und die Bauern an ihren Aergcr darüber; er war der beste Tänzer auf dem Plage, und die Dirnen konnten sich an seiner Uniform nicht satt sehen; er konnte aber auch hinter dem Biertrug sehr verständig über die heutige Ernte und über die neuen Vorschläge des landwirthschaftlichen Vereins sprechen, und es löbte seinen Zubrörern nicht wenig Respekt ein, daß sie wußten, wie gut er es verstand, den Pflug zu lenken und ein Loch Dschen zu regieren.

Weit weniger gefiel Richard. Sein vornehmes Wesen saß zu sehr von seiner jetzigen Umgebung ab. Man hatte bemerkt, daß er Handschuhe trug, die er nur mit Widerwillen in die

Zufolge steckte, als er sah, daß dieses unschuldige Leber genügen würde, ihn hier auf ewig lächerlich zu machen. Man sah auch, daß er nur mit Marie und Lisbeth tanzte und es vermied, sich den Tafeln zu nähern, um nicht mit den Bauern trinken zu müssen. Er war mit einem Wort der Aristokrat, gegen den das Volk, welches heute herrschte, ein nicht unbegründetes Mißtrauen hegte.

Wenn Richard hiervon eine Ahnung hatte, so mögen wir versichert sein, daß es ihm gleichgiltig war. Er befand sich nur nach Mariens Willen hier; sie tanzend in seinem Arm dahin schweben zu lassen, ihr ins glänzende Auge zu sehen und dazwischen mit Lisbeth zu sprechen, um zu ergründen, ob die Freundin seiner Geliebten würdig sei — das war sein Zweck, bei welchem ihm der Hintergrund, den die Bauern bildeten, sehr unbedeutend schien. Mit diesen hatte er keine Sympathie. Zuweilen ruhte wohl sein künstlerisch gebildetes Auge auf einer Gruppe, die von dem dunkeln Tannenwalde vorthelhaft abstand; zuweilen folgte er den festen Bewegungen eines Burtschen, der sein Mädchen noch empor schwenkte. Bald aber wandte er sich wieder mit verlegtem Gesicht von einem derben Scherz, von einer qualmenden Zigarette hinweg und seine Blicke suchten dann Marie, gleichsam um sich wieder in den Abglanz ihres Liebreizes zu tauchen.

Als die Sonne sich neigte und Fackeln in die Erde gesteckt wurden, um den Tanzplatz zu erleuchten und dem Gehilze tiefere Dunkelheit zu verleihen, bat Natalie den Prediger, sie nach Hause zu geleiten.

„Es ist nicht, weil ich müde bin,“ sagte sie zu den sie umgebenden Bauern, „denn ich habe ja nicht getanzt; aber mein Vater ist leidend und der Abend wird ihm lang ohne mich.“

So schied sie mit herzlichem Händedruck von den Landleuten, die ihr noch lange nachblickten und sich dann in ihrem Lobe erschöpften.

„Ist es wahr,“ sagte der Geistliche unterwegs, „daß Kindespflichten Sie nach Hause rufen, oder fühlen Sie sich gleich mir in einem Kreise überflüssig, dessen Vergnügen wir weder theilen noch erhöhen können?“

Natalie lächelte. „Ich muß mich gegen den Verdacht, die Unwahrheit gesprochen zu haben, wehren, um zugleich die Sünde der Eitelkeit zuzugestehen. Ich habe nämlich die ganze Zeit über in dem Wahne gelebt, daß meine Gegenwart das Fest erhöhe.“

„Und Sie hatten Recht, denn der Respekt, den des Ouzers Tochter den Leuten einflößt, erhält sie in ihrem Vergnügen stilllicher und reiner; kaum aber werden wir und ihre Gäste den Händen gefehrt haben, so quillt auch die verhaltene Lust doppelt bräufend über, und wenn das Bier das Blut erhitzt, so meint dann das Volk, die eigentliche Freude ginge nun erst an.“

„Warum so bitter? Wer Sie nicht kannte, müßte Sie für einen Heulton halten, der das Vergnügen verdammt, weil es auch üble Folgen haben kann.“

„Sie kennen mich und ich brauche mich deshalb wohl nicht zu rechtfertigen. Wenn aber, nach eines trefflichen Pädagogen Mißspruch, das Wesen des Kindes sich in seinem Spiele offenbart, so zeigt sich das Leben eines Volkes in seinen Festen, und betrachten Sie dieselben bei uns, wie roh, wie sinnlos sie noch sind! Ich habe lange in der Schweiz gelebt; wie anders fand ich es da, ganze Landschaften nehmen daran Theil. In Corporationen ziehen sie auf, denn Jeder gehört zu einer Gemeinschaft und fühlt als ein Glied derselben. Hier kommen die Schützen, die Schwinger; die männlich starke Kraft macht sich geltend; dann wird der Sieger hoch geehrt, stolz geht seine Frau an seinem Arm und Knaben blicken ihm mit hellen Augen nach und wünschen einst zu werden so wie der! Dann kommen Sängerschöre und singen Volksgefänge, die ein Jeder kennt und die doch jede Brust mit ewig neuer Wonne füllen — und so dauert es nun schon Jahrhunderte hindurch, und die alten Berge freuen sich des nie veraltenden Geschlechts.“

„Und doch haben Sie die Turnanstalten zurückgewiesen, die ich gern eingerichtet hätte.“

„Unsere Bauern sind zu träge zu körperlichen Bewegungen, für welche sie keinen Nutzen sehen. Desto bessere Früchte verspreche ich mir von unseren Schieß- und Singübungen, und doch! — wie gering und vereinzelt ist auch dieser Anfang.“

Sie waren am Schlosse angelangt. Natalie lud den Prediger ein, den Abend mit ihr und dem Vater zu verleben; er lehnte es jedoch ab.

Als er sich allein unter dem weiten Sternenhimmel sah, überkam ihn ein Gefühl der Einsamkeit. Ferner schimmerten die Fackeln des Tanzplatzes und der Nachtwind trug den Rhythmus der Musik unharmonisch genug herüber; dazwischen tönte Zaunzen und Gescher.

In tiefer Stille dagegen lag das Schloß. Er sah das Licht, welches man Natalien voran in ihr Eckzimmer trug. Fast räumte es ihn, ihr nicht gefolgt zu sein.

„Aber nein,“ dachte er, „ich muß die Rohheit meiner Bauern dämpfen oder — wenigstens Lisbeth nach Hause schaffen.“

Auf den Tanzplatz zurückgekehrt, sah er die Predigerwitwe mit ihrer Tochter etwas abseits sitzen. Der Verwalter und Eugen waren bei ihnen.

Zum ersten Male fiel es ihm auf, daß der Verwalter ein Wittwer und noch gar nicht alt sei, und er erinnerte sich, wie Lisbeth seine beiden Kinder besonders liebte.

Eugen, der ihn zuerst erblickte, trat lebhaft an ihn heran und fragte ihn nach Natalie.

„Warum hat sie mir nicht gesagt, daß sie nach Hause wollte, und Marie gleich mitgenommen?“ rief er ärgerlich. „Oder warum blieb sie nicht lieber hier? Der verdrießliche Streit hätte ja in ihrer Gegenwart nicht stattfinden können! Nun suche ich meine Schwester überall, um sie zurückzuführen, und muß vernehmen, daß sie mit Herrn von Usting Natalien schon nachgegangen ist.“

Der Prediger versicherte, ihnen nicht begegnet zu sein, und fragte nach dem Jan, von welchem der Lieutenant sprach.

„Die Schuld davon trägt Lisbeth,“ lachte Eugen. „Der Burtsch, der Mariens, schwur beim Bier, sie sei das hübscheste Mädchen auf dem Bläke. Das nahm seine Liebste übel und erhob ein großes Geschrei. Die Anderen nahmen natürlich sogleich Partei, und fast wäre es zu einem wirklichen Gezänk gekommen, wenn wir, der Verwalter und ich, uns nicht mit Ernst und Spaß dazwischen gelegt hätten.“

„Sie müssen sogleich nach Hause,“ sagte der Prediger, indem er lebhaft Lisbeths Hand ergriff.

„O wie gerne,“ rief sie, „wenn Sie nur glauben, daß ich unschuldig bin!“

„Das bezeuge ich,“ versicherte Eugen, und um seinen Worten Nachdruck zu geben, ergriff er ihre Hand und küßte sie achtungsvoll, während der Geistliche noch die andere in der seinen hielt.

Die kleine Lisbeth zuckte zusammen und drängte zum Heim-

weg; sie nahm den Kornblumenkranz vom Haupte, wie zum Zeichen, daß sie ihrerseits mit dem Feste zu Ende sei. Der Geistliche trug ihn ihr schweigend nach Hause, während er sie wie ein Kind führte und die alte Mutter hinterdrein trippelte. Am Pfarrhose angelangt, vergaß er, ihr ihr Eigenthum wieder zu geben.

„Sie glauben doch gewiß an meine Unschuld?“ fragte das junge Mädchen, als sie von ihm Abschied nahm.

„Gewiß, liebe Lisbeth!“ erwiderte er.

Er hatte nicht den Muth ihr auch die Hand zu küssen, wie der feste Lieutenant; aber er behielt den Kornblumenkranz in der Rechten, und er durchdüstete sein stilles Stubzimmerchen.

Wie selig schlummerte die kleine Lisbeth ein!

Als Eugen sich anschickte zu Natalie zurückzukehren, entdeckte er endlich Marie, die an Richards Arme durch das Gehüß lufthandelte. Das mißfiel ihm ungemein und seine sonst so offenen Augen warfen einen mißtrauischen, fast zornigen Blick auf die Beiden. Mit kurzen Worten forderte er die Schwester auf, ihm sogleich zu folgen. Das reizte nun wiederum des Herrn von Usting Stolz, aber er biß sich auf die Lippen und zog nur die Geliebte fester zu sich heran, als der Bruder ihren Arm ergreifen wollte. So schritt denn dieser ihnen pfeisend voran; der Argwohn aber, der in seinem Busen tobte, legte seine Wellen nicht, als er auch auf Nataliens Stirne eine trübe Wolke zu entdecken glaubte.

Die Verlorenen.

Bis zum Sonnenaufgang erkobte Lärmen und Musik vom Tanzplatz her. Der neue Tag beschien zertretenes Moos, zerbrochene Krüge und manch bleiches, übernatürliches Gesicht.

Im Schlosse war es desto eher still geworden, denn ein Jeder hatte, beschäftigt mit den eigenen Gedanken, früh sein Lager aufgesucht. Aber nur Mariens Haupt umschwebten lichte Kräume; denn zu gut hatte Usting es bemerkt, daß Eugen sein Verhältniß zu seiner Schwester wenigstens ahnte, als daß er sich ihm gegenüber hätte sicher fühlen können, denn je mehr ihm daran lag, seine Liebe für den Augenblick noch zu verbergen, um so unangenehmer mußte ihm jetzt der Gedanke sein, sie von einem ihm entgegenstehenden Manne durchschaut zu sehen, von dem er noch dazu zu fürchten hatte, daß er das Geheimniß nun sogleich Natalien mittheilen werde.

Vor wenigen Wochen noch hätte er es nicht geglaubt, daß jemals ihm daran liegen könnte, Etwas vor dem Auge seiner Freundin zu verbergen. Er war ihr mit einer Offenheit entgegengetreten, wie er sie sonst keinem Menschen gegenüber fannte. Seine Zurückgezogenheit, sein Scheinbar kaltes Wesen war vor ihrem feinsinnigen Blick dahingeschmolzen — er hatte geglaubt sie zu lieben!

Und jetzt, wie plötzlich hatten seine Gefühle eine andere Richtung angenommen. Sollte er nun zu Natalien gehen und ihr die Neigung offenbaren, die ihn zu Marien zog? Zwei Gründe hielten ihn davon zurück und für beide fand seine männliche Eitelkeit eine Ueberzeugung. Der erstere bestand darin, daß er sich fürchten mußte, einem Mädchen gegenüber inconsequent zu erscheinen, und in dem Gefühl, daß seine plötzliche Leidenschaft für die Geliebte, die er kaum zweimal gesehen, ihn, den sonst so sichern, so verständigen Mann, wie einen romantischen Knaben erscheinen lassen würde — diesen Grund bekleidete er mit den Worten: „Wie könnte ich, wie dürfte ich Natalie kränken, die mir stets nur gut und lieb begegnet ist? — Und wird sie, die Kluge, Stille, die Zuneigung verstehen, die mich unwiderstehlich an Marie bindet?“

Der zweite Grund beruhte auf seinem Widerwillen gegen Eugen und er sagte:

„Marie soll ganz mein sein. Ich räume keinem Menschen nur das kleinste Recht über sie ein — selbst Natalien nicht. So lange ich aber sie nicht frei in meine Arme nehmen, sie vor Aller Augen als meine Gattin hinstellen darf, so lange ist es besser, daß ich selbst meinem süßen Besitz öffentlich entzage, um mich heimlich desto inniger seiner zu erfreuen. Und Mariens Charakter wird sich in der Verschwiegenheit stählen und fremd von Allen wird sie sich nur um so inniger mit mir vereinigt fühlen!“

Aber war Natalie selbst unbefangen genug, um das nicht zu errathen, was man ihr verbar?

In der That war ihre eigene Liebe langsam, wie eine Blume erblühet, um ihre Wurzeln desto unauslöschlicher um ihr Herz zu schlingen. Wie hätte sie es glauben können, daß in ihrem gleichgestimmten Freunde eine Flamme der Leidenschaft auslodern könnte, deren sie ihre eigene spiegelhelle Seele für unfähig hielt. Doch konnte sie auch nicht umhin, es zu bemerken, daß seit seinem letzten Aufenthalt auf ihrem Gut eine Veränderung in Richard vorgegangen war, er suchte nicht mehr wie sonst ausschließlich ihre Nähe und entfernte sich bei dem Erntefest sogar stundenlang von ihr. Sie hatte während seiner Abwesenheit den emigsten Fleiß auf die Landschaft verwandt, die sie für ihn bestimmte; es hatte sie geschmerzt, sie ihrem Bettler abschlagen zu müssen, dem sie vielleicht ein Linderungsmittel in tiefem Leid gewesen wäre. Nun stand sie längst vollendet da — und Richard hatte nicht danach gefragt, hatte sie selbst nicht einmal bemerkt, als er in ihrem Zimmer sich mit Marie und ihr allein befand. Noch fühlte Natalie hierüber keinen Schmerz; sie war des Vertrauens, der stillen Hingebung so gewohnt, und dennoch lastete Beklemmung auf ihrem Busen, und während weibliche Scheu sie davon zurückhielt mit ihrem Freund zu sprechen, empfand sie doch zum ersten Male etwas Fremdes und Kaltes zwischen sich und ihm.

In solcherlei Empfindungen versenkt traf Eugen sie an, als sie im Garten unter selbst gezogenen Blumen lufthandelte.

„Du bist nicht heiter,“ sagte er, indem er ihr ins Auge sah.

„Mich schmerzt meines Vaters zunehmende Kränklichkeit,“ erwiderte Natalie, welche, ohne gegen ihren brüderlichen Freund unwahr zu sein, ihm doch nur den einen Grund ihrer Sorge mittheilen mochte.

„Ich will Dir den Arzt herausschicken, sobald ich nach Hause komme,“ antwortete Eugen.

„Sage ihm lieber, daß wir ihn bald in der Stadt auffuchen werden.“

„Wie! Du wolltest den ländlichen Aufenthalt, der Dir so lieb ist, mit dem Stadtleben vertauschen, für das Du niemals Neigung empfunden hast?“

„Und muß ich nicht, wenn ich meines Vaters Gesundheit nicht den Händen unseres Dorfarztes anvertrauen will, dem Medicinrathe nachgehen, der bei seiner übergroßen Praxis unmöglich so oft bei uns sein kann, als mir seine Gegenwart tröschlich wäre. — Mich treibt jedoch außerdem noch ein anderer Grund zur Stadt zurück.“

„Welcher?“

„Als ich Marien unser Haus als Heimath besuchte, geschah es unter Berücksichtigung aller Folgen. Ich wußte wohl, daß ich ein junges, lebenslustiges Mädchen nicht den gesellschaftlichen Kreisen entziehen könnte, deren Zierde sie sein wird, und daß ich ihr nicht nur die Gelegenheit zu Freude und Genuß, sondern auch die geben müßte, einen passenden Gemahl zu finden.“

„Deshwegen wolltest Du ein Opfer bringen, dessen Größe Niemand berechnen kann, als wer Dich so genau kennt, wie ich? Lebt Marie denn hier nicht glücklich genug, und kann sie nicht in allen Verhältnissen einen besseren Mann finden, als etwa auf einem Ball?“

„Die Wahrheit zu gestehen wüßte ich wohl einen Gatten für Marie, nach dem man eben nicht zu weit zu suchen hätte; aber ich halte es nicht für recht, die Wahl eines so jungen Herzens im Voraus bestimmen zu wollen.“

„Wen meinst Du? Kenne ich ihn?“

„Ich glaube, ja!“

„Natalie! doch nicht etwa — doch nicht etwa Usting?“

„Was fällt Dir ein! Wie würde Richard zu Marien passen. Er ist fast zehn Jahr älter als sie und seine ruhige klare Weise würde ihrem romanhaften Köpfe gewiß sehr wenig zusagen. Ich sprach von unserem Gutsnachbarn, dem jungen Reiner. Er hat seine landwirthschaftlichen Studien vor einem Jahr beendet und kommt, wie ich höre, soeben von einer weiteren Reise zurück, um das, was er in anderen Ländern gesehen, auf seinen bedeutenden Gütern practisch einzuführen. Der alte Baron, sein Vater, ist mit dem meinigen befreundet und würde die Verbindung unserer Familien sehr gerne sehen, Hermann selbst ist lebhaft und von angenehmen Außern und Alle, die ihn kennen, geben seinem Wesen das beste Lob.“

„O, Ihr Frauen!“ lachte Eugen, „daß doch die besten unter Euch es nicht unterlassen können Ehen zu stiften! Aber diesmal stelle ich mich ganz auf Deine Seite, Natalie! Du müßt die beiden Leute sobald als möglich zusammen bringen und kannst Du mich dabei brauchen, so will ich mich als künftigen Schwager so liebenswürdig machen als ich kann.“

„Sei es nur erst ein wenig als Bruder, mit dem Uebrigen hat es keine Eile.“

„Du kennst Marie nicht; sie ist weit eigenwilliger als Du denkst und wird über Kurz oder Lang eine Wahl treffen, von der sie sich dann nicht so leicht abbringen läßt.“

Natalie dachte an Mariens Deutung der Eheuranken und lächelte; da aber kein Mann in der Nähe zu sein schien, auf den sich die Neigung des jungen Mädchens hätte lenken können, so suchte sie ihren Vetter zu beruhigen und versprach die Einleitung der neuen Bekanntschaft, sobald der junge Baron seine schulbige Anfunftsvisite gemacht hätte. Damit war dem Lieutenant ein Stein vom Herzen gewälzt, denn obgleich er Marien soeben richtig genug beurtheilt hatte, so glaubte er doch nicht, daß jetzt schon die Leidenschaft sich ihrer unwiderstehlich bemächtigt hätte, und hielt ihre Hineinigung gegen den Regierungsrath für eine unbedeutende Folge mädchenhafter Eitelkeit, die sich zum ersten Mal befriedigt sieht. Was Herrn von Usting betrifft, so verschwand ihm selbst seine Schwester neben Natalien so gänzlich, daß er Richard, den er jedenfalls für einen geistvollen und gebildeten Mann ansah, diese Wahl nicht zutraute. Von dieser Seite also drohte Natalien keine Gefahr und mit erleichtertem Herzen traf Eugen die Vorbereitungen zu der Jahrmaktsreise.

Natalie, Marie und ihr Begleiter besaßen den Wagen in heiterster Stimmung. Richard, dem vor Mariens strahlenden Augen jede Besorgnis entschwand, zeigte sich ganz besonders gesprächig und liebenswürdig selbst gegen Eugen, den er um der Geliebten willen nicht beleidigen mochte und der aus Rücksicht gegen Natalie dies Entgegenkommen wenigstens nicht zurückwies. Natalie hatte ihren Vater in gebesselter Gesundheit verlassen und gab sich mit voller Seele dem Reize hin, den Richards Unterhaltung stets auf sie ausübte, und für Marie war es nur traurig, daß sie den beiden Herren gegenüber saß, weil ihre Blicke, welche den Geliebten suchten, nur zu oft vom Bruder aufgefangen wurden.

Der Weg führte durch eine große Kiefernbaude und die Wagenräder, welche sich leise knarrend durch den Sandboden dahin bewegten, gestatteten den Reisenden den vollen Genuß wechselnder Unterhaltung. Von Zeit zu Zeit erblickte man durch die Lichtung der Bäume den See, von dessen glatter Fluth die Sonne widerstrahlte. Gebell von Hunden unterbrach die Stille; dann fiel ein Schuß und bald darauf zeigte sich ein Reiter, der, von dem See herkommend, dem nahen Dorfe zritt.

Es war ein hochgewachsener junger Mann, der eine einfache, aber elegante Kleidung trug. Die kurze Büchse hing an seiner Schulter und der eben erlegte Hase blüete noch an seinem Sattelknopf. Da er den Weg, den unsere Freunde nahmen, quer durchschnitt, so konnte ihr Zusammentreffen nur ein sehr seltiges sein. Dennoch hatte er sie erkannt, denn er verneigte sich verbindlich und blickte im Weiterreiten ihnen nach.

Natalie und Eugen sahen sich lächelnd an; er fragte: „War das nicht —“

„Baron Hermann von Reiner,“ ergänzte Natalie, „auf dessen Boden wir uns hier befinden.“

Nun richtete sich der Wald und man erblickte vor sich das Gebirge, an dessen Fuß das kleine Städtchen lag. In schnelleren Kreisen drehten sich die Räder auf dem ebenen Weg. Auf beiden Seiten sah man weite Felder ausgebreitet liegen und überall war noch die Ernte im vollsten Gang. Die Knechte mit dem bunten Strauß am Hute und die Mädchen hielten einen Augenblick in ihrer Arbeit inne und schauten, nachlässig auf den Recken gestützt, dem Wagen nach. Vor unseren Freunden ging ein Zug gepukter Dorfbewohner, die die Arbeit heut im Stich gelassen hatten, um dem Jahrmaktsfeste nachzugehen. Als sie von dem Wagen der Reisenden überholt wurden, schwenkten sie lustig Tücher und Hüte und riefen ihnen fröhliche Glückwünsche zu. „Viel Vergnügen! Glück auf den Weg!“ rief auch Eugen, und eine hübsche Dirne nahm den Strauß von ihrer Brust und warf ihn ihm zu, wofür er ihr mit einem Kussfinger dankte.

Im Städtchen selbst herrschte unenliche Jubel. Die trummern Straßen waren voller Menschen, die sich drängten und stießen. Bald hielt der Wagen vor einem Wirthshaus, während seine Besizer sich in das bunte Gewühl mischten. Aus allen Nachbarorten waren die Bewohner zu Lauf und Kurzweil hier zusammengeeströmt. Landleute, vom Gebirge herab kommend, zeigten ihre bunten, malerischen Trachten neben den einfachen dunkeln der Städtebewohner. Kränze und Ausschängeschilder flatterten von den Häusergiebeln herab; wo sich die Straßen erweiterten, drängten sich dicke Haufen um tanzende Affen oder Marionettenpieler. Junge Burtschen führten die Liebste zu der Glücksbude, in der man für einen kleinen Einsatz gemeinlich — nichts gewann; Andere saßen vor den Wirthshäusern und zechten lärmend, während die Frauen ihre Kinder warteten und die gemachten Einkäufe besprachen.

Längere Zeit hindurch bewegten sich die Freunde in diesem

Gewoge, ohne den Zweck ihrer Reise erreicht zu sehen; ja selbst Erkundigungen, die sie hier und da einzogen, blieben fruchtlos. Sie folgten überall dem dichtesten Gewühle, vermuthend, daß die Vorstellungen der Leute, die sie suchten, durch die Fremdartigkeit der Erscheinung hier ein besonderes Aufsehen machen müßten. Die Zeit sich zu vertreiben kaufte Natalie verschiedene Kleinigkeiten, die sie ihrer Dienerschaft als Jahrmarttsgabe mitbringen wollte, so auch ein Tuch für ihren Schützling, die kleine Lisbeth, dem Eugen noch ein blaues Band hinzufügte, welches sie statt des Kornblumenkranzes künftig in ihren braunen Haaren tragen sollte. Der Lieutenant schien überhaupt in bester Laune; er führte seine Waise am Arm und bahnte ihr und sich selbst durch den dichtesten Menschenhaufen Bahn, ohne sich dazu weiterer Mittel als seiner stets belachten Scherzreden zu erlauben. Er nahm einer armen alten Frau den Korb ab und trug ihr die schwere Last bis zu ihrem Wirthshaus, an welchem ihn sein Weg vorüberführte. Er reichte einer Dirne, die im Gewühl die Jhingen verloren hatte, mit ritterlicher Höflichkeit den Arm, entfernte mit komischen Drohungen die Burschen, welche sich an sie heran drängten, und kaufte ihr noch obendrein einen Pfefferkuchen, um ihren Kummer darin zu verbeißen. Natalie, die sich sicher in seiner Nähe fühlte, ging gutlaunig auf seine Weise ein und freute sich der Popularität, die er sich überall im Augenblick erwarb. Die Leute, die ihn einmal begegnet waren, machten ihnen zum zweitenmale von selbst Platz und trieben auch die Anderen an, dem Lieutenant und seinem Fräulein Raum zu geben. Dafür besenkten diese jeden Armen mit einem Almosen, jedes Kind mit süßen Nüssen, was ihnen manch: „Gott segne's!“ und manch: „Hurrah!“ einbrachte.

Weit weniger glücklich bewegte sich das zweite Paar. Richard, dem es überhaupt zuwider war, sich „unter dem Plebs zu drängen“, zitterte in jedem Augenblick davor, Marie in Berührung mit einem rohen Burschen oder einem Bettelweibe kommen zu sehen. Als er an einen Bäckerjungen streifte und die Umstehenden über das weiße Angehen lachten, welches auf seinem schwarzen Aermel zurückblieb, konnte er kaum seinen Wuth unterdrücken und wünschte sich weit weg. Marie wäre gerne bei den bunten Buben stehen geblieben, hätte gerne den possirlichen Sprüngen der Affen mit zusehen; aber Richard zog sie aus dem Gedränge in die ruhigeren Nebenstraßen hinein, und sie fühlte in dieser Absonderung von der Menge zu deutlich seine Liebe, als daß sie es vermocht hätte, Einwendungen zu machen.

„Wie froh bin ich,“ sagte Eugen, als sich die vier Reisenden im Wirthshaus versammelt hatten, um noch vor der Rückkehr sich am Mahle zu stärken, „wie froh bin ich, daß wir die Zigeuner nicht gefunden haben; denn ich gesteh's, ich hatte gestern Courage genug, aber heute würd's mir leid thun, die Leute in das Loch zu bringen, haben wir es doch auf unserm ganzen Wege gesehen, wie die Menschen fast darauf ausgehen, sich betrügen zu lassen, und wenn also Betrüger im gesellschaftlichen Leben notwendig sind, so mag denn Gott ihnen seine Some fremdlicher scheinen lassen, als ins Kerkerfenster hinein!“

Natalie lachte, denn sie hegte fast dieselbe Empfindung; Richard aber fuhr mit ungewöhnlicher Heftigkeit empor.

„Bestraft man Verbrecher,“ rief er, „nur um sie unschädlich zu machen? und nicht vielmehr, um dem allgemeinen Rechtsbewußtsein zu genügen? Wohin würden uns Grundsätze führen, die Sie so unbedacht äußern, ohne auf die Leute zu merken, die uns hier hören könnten!“

„Um Verbrecher unschädlich zu machen,“ antwortete Eugen noch immer gut gelaunt, „bestraft man sie in der That nicht, denn das hieße sie für ewig einpfarren, was selten, oder sie beschnitten, was nie geschieht. Aber sie um einer Idee willen strafen, die sie nicht verstehen, das ist Unsinn, und wenn darin die Menschen hier mit mir übereinstimmen, so soll's mir lieb sein!“

„Du möchtest also die Bösewichter frei herumgehen lassen?“ fragte Marie schauernd.

„O nein,“ lachte ihr Bruder, „man muß ihnen Maulkörbe anlegen, damit sie solche kleine Kinder, wie Du bist, nicht beißen.“

Richard stand auf und entfernte sich; Marie machte ein beleidigtes Gesicht. Eugen wandte sich an Natalie.

„Hast Du jemals,“ sagte er, „einen Dieb zum Zuchthaus transportiren sehen, ohne ihn im Tiefsten zu beklagen? Ich habe selber manchen Kerl ins Loch geschickt, aber ich kam mir auch recht jämmerlich vor, wenn ich bedachte, daß ich bei seiner Bildungstufe gewiß weder verständiger noch sittlicher behandelt hätte. Man sollte gemeine Leute nicht von subdixten und gut gestellten Personen richten lassen. Wie könnten die es nachempfinden, was solch ein Herz, das immer nur im Absluß des Lebens geschlagen hat, noch zuckend fühlt. Man spricht von Rechtsbewußtsein und ist noch nicht einmal dazu gekommen, nur ein Menschenbewußtsein Allen mitzutheilen. Wie man den Schaden, den Haushiere verursachen, an ihren Herren straft, so sollte man Verbrechern an denen strafen, die daran schuld sind, daß viele Menschen auf einer so tiefen Stufe sittlicher Entwicklung stehen.“

„Doch wirst Du zugeben,“ sagte Natalie, „daß wir noch recht weit davon entfernt sind, sittliches Bewußtsein und vorzüglich sittliche Kraft als Gabe allen Menschen dargebracht zu sehen, und daß bis dahin die bürgerliche Ordnung strenge Maßnah-

men erpeicht, die, wenn auch unser weiches Gefühl dabei leidet, doch als Nothwendigkeit weit über unserer subjectiven Auffassung stehen.“

In diesem Augenblicke trat ein Mann ins Zimmer, den der Lieutenant's scharfes Auge sogleich als denselben erkannte, welchen er vor wenigen Tagen im Walde getroffen hatte. Er machte Natalie auf ihn aufmerksam und Beide brachen ihr Gespräch ab, um, in Gemeinschaft mit Richard, der wieder zu ihnen getreten war, den Fremden zu beobachten.

Dieser trug noch seine auffallende Kleidung, ein schwarzes Sammetkleid mit silbernen Knöpfen und eine braune, mit rothen Schnüren besetzte Jacke, aber sein Gesicht, über welches ein breiter Hut seinen Schatten warf, schien bleich, wie von innerer Aufregung, und auf seiner Stirn strotzte eine große Zornesader. Er forderte in kurzem Ton und ausländischer Aussprache ein Glas Bier, warf den Hut auf den Tisch, sich selbst auf eine Bank und strich die schwarzen Haare zurück, als ob er damit auch schwarze Gedanken hätte verschuchen wollen.

Der Lieutenant trat wie zufällig an ihn heran. „Sie sind wohl ein Fremder?“ fragte er, „da wird Ihnen unser deutsches Bier nicht schmecken.“

„Ich bin ein Italiener,“ antwortete der Mann, indem er sich höflich verneigte.

„Ei!“ rief Eugen, „wie wird sich meine Cousine freuen, Ihre Sprache mit Ihnen reden zu können! Komm her, Natalie, Du findest hier einen Bewohner des schönsten aller Länder!“

„Der es doch für das unstrige aufgegeben hat,“ sagte Natalie.

„Ich bin reisender Komödiant,“ sprach der Mann, „und meine Frau hat sich als Tänzerin in Italien, Frankreich und Deutschland vielen Beifall erworben.“

„Warum tanzt sie hier nicht,“ fragte Eugen, „wo doch ein großes Publicum versammelt ist?“

„Was wollen Sie?“ antwortete der Italiener achselzuckend; „Weiber haben ihre Launen und das meinige will heut nicht tanzen!“

Er ballte dabei seine Faust fest auf dem Tische und es war nicht schwer, in dem verhaltenen Zorn, mit dem er sprach, die Ursache seiner Aufregung zu erkennen. Eugen lachte.



Nun kniete sie nieder und streckte die Arme aus, als müße ein Engel sich herabneigen, sie in den Himmel hinaufzuziehen. (Seite 317.)

„Vielleicht,“ sagte er, „genügt der Signora das ländliche Publicum nicht. Wir aber sind aus der Residenz, und wenn wir sie sprechen könnten, so würde sie vielleicht unseren Bitten nachkommen und wir könnten ihr zum Dank manch schätzbare Empfehlung mitgeben.“

Auf dem Gesichte des Mannes blitzte ein Freudenstrahl. „Wollten das gnädigste Fräulein und Sie, Signor, die Güte haben, mir in meine Wohnung zu folgen, welche hier in diesem Hause ist?“

„Sehr gerne!“ rief Eugen, indem er Nataliens Arm ergriff. Richard und Marie traten hinzu und mit den Zeichen unterthänigster Höflichkeit führte der Komödiant seine Gäste über den Hof zu einem Stallgebäude, in welchem die Tänzerin, die in Italien, Frankreich und England vielen Beifall erregt, ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Der Raum war groß genug und die hoch oben angebrachten Fenster ohne Scheiben ließen ein scharf begrenztes Licht hineinfallen. Unter einem dieser Fenster stand der Esel vor einer Krippe und verzehrte in Seelenruhe sein häßliches Heu, während vor dem anderen auf einem Sack das alte, Natalie bekannte Weib saß und an einigen bunten Kleidungsstücken flickte. Sie mußte zu Jemand gesprochen haben, denn man hörte schon vor der Thür die scharfen Accente ihrer freischwebenden Stimme; jetzt hielt sie plötzlich inne und eilte mit unterwürfigen Geberden, fast kriechend, den Fremden entgegen. Diese gebrauchten einen Augenblick, um sich an die scharfe, von oben fallende Beleuchtung zu gewöhnen; dann erfiel gewahrten sie die junge Frau und den buckligen Zwerg, der in einer Ecke saß und den weinenden Knaben mit Spielereien und guten Worten zu beruhigen suchte.

Die Frau saß neben einem Tisch; ihr gebogener Arm ruhte darauf und ihr von den rabenschwarzen Haaren beschattetes Gesicht verbarg sich in diesen. Sie trug ein kurzes weißes Kleid; Hän-

der starrten an Schulter und Brust und auf ihrem Haupte glitzerte ein goldener Kranz. Das Tambourin lag auf dem Tische neben einigen Speisereifen, die Guitarre zu ihren Füßen. Der Mann trat zu ihr hin, legte seine Hand auf ihre Schulter und forderte sie auf, den Herrschaften entgegen zu gehen. Sie hob einen Augenblick das Haupt empor, blickte sich düster um und versank dann abermals in ihre Apathie. Achselzuckend und mit einem unterdrückten Fluch auf den Lippen wendete ihr Gatte sich von ihr ab.

Das alte Weib hatte sich indeß mit kriechender Unterwürfigkeit um die Gäste bemüht, den einzigen Schemel abgewischt und herbeigebracht und dem Zwerg einen Stof gegeben, damit auch er die Herrschaften begrüße. Gehorsam stand er auf, überschlug sich zweimal in der Luft und machte dann mit komischem Anstande seine Reverenz. Jetzt erst sah man, daß sein Gesicht runzlich und verschumpft war, wie das eines kranken und vernachlässigten Kindes; aber sein glänzendes Haar (eine Schönheit, die den Buffigen fast niemals abgeht, ohne doch den Mangel der anderen ersehen zu können) umlockte es so dicht, daß es unmöglich schien, das wahre Alter des Zwerges zu erkennen. Jedemfalls mußte ihn ein Kummer drücken, denn trotz seiner Sprünge und seiner lächerlichen Grimassen sah er betrübt und kränzlich aus. Der kleine Knabe, welcher wie seine Mutter Tänzerkleidung trug, eilte ihm sogleich nach und versuchte ihn wieder in den Winkel zurückzuziehen, was ihm denn auch durch Eugen, der ihm ein Geldstück zuwarf, gestattet wurde. Der Bucklige purzelte dreimal über sich selbst, ehe er in seiner beliebigen Weise, nämlich auf den Händen gehend, seinem kleinen Freunde folgte.

Jetzt trat der Komödiant zu Natalie heran und bat mit verlegener Miene um Entschuldigung wegen des Betragens seiner Frau.

„Sie ist krank,“ sagte er, indem er eine Bewegung machte, als wolle er andeuten, daß sie an Seelenverstimmung leide. „Ich lasse sie an nichts Mangel leiden,“ fuhr er prahlend fort, „ich arbeite, um sie glücklich zu machen, aber die Poveretta versteht mich nicht! Wenn Signora zu ihr reden wollten, so würde sich ihr Gemüth vielleicht erheitern, und ich versichere, daß Em. Gnaden alsdann den Anblick einer ausgezeichneten Tänzerin haben würden.“

Natalie schauderte bei dem Gedanken an das Glück, welches ein solcher Mann in solcher Umgebung seiner Gattin bereiten konnte, und lebte es ab, zu der Armen zu sprechen. Die Alte, welche wohl sah, daß die Herrschaften umsonst gekommen waren, und die Gelegenheit, ihnen Geld zu entlocken, nicht vorübergehen lassen wollte, erbot sich, fast mit denselben Redensarten, die Richard und Natalie schon in Italien gehört, ihnen aus der Hand wahrzusagen. Wising entzog Marie und sich selbst sogleich der Berührung der Alten; Eugen aber hielt ihr lachend die Hand hin, die er zuerst mit einem Geldstück kreuzen mußte, und sie las daraus eine Menge Anjinn, in welchem die Worte Liebe und Ehre sich mit der Aussicht auf alle anderen Güter des Lebens vermischten. Dann näherte sie sich Natalie; doch kaum hatte sie einen Blick auf ihre Hand geworfen, als sie zusammensackte und leise wie in Gedanken sprach: „Ich muß die Hand schon irgendwo gesehen haben!“

„Ja wohl,“ sprach Richard, „ja wohl hast Du sie gesehen, als Du in Florenz den Ring mit den drei Smaragden davon abzogst.“

Richard war dicht an die Wahrsagerin herangeraten und hatte sein Auge so fest auf sie gerichtet, daß er glauben mußte, sie würde vor diesem inquisitorischen Blick erzitternd bekennen müssen. Die Bewegung aber, die in der Alten vorgehen mochte, verbarg sich so gut in den unzähligen Runzeln ihres Gesichts, daß es unmöglich war, dieselbe zu entdecken. Jetzt zogen sich ihre bleichen Lippen zu einem widerlichen Lachen auseinander.

„Signor hat Recht,“ grinzte sie, „ich entsinne mich deutlich, es mag ein Jahr oder zwei her sein. So werden mir die gnädigen Herrschaften die Belohnung nicht versagen, die ich um Sie verdient habe.“

„Die Belohnung für den Diebstahl?“ rief Richard verwundert.

„Ja wohl, ja wohl, gnädigster Herr!“ sicherte die Alte. Dann wandte sie sich an Natalie: „Der Ring, Signora, mußte von einer Todten herstammen; ich zweifle nicht, daß man ihn ihr im Sarge abgezogen hat; solche Ringe bringen Unglück. Signora werden elend sein, wenn Sie jemals die drei Smaragde wiedersehen!“

Die Wahrsagerin hatte die letzten Worte mit erhobenen Händen und feierlicher Stimme gesprochen.

Natalie war von der Erinnerung an ihre verstorbene Mutter und davon, daß es sich mit dem Ringe wirklich so verhielt, wie das Weib sagte, aufs Innigste bewegt.

Richard fragte, wo denn der unheilbringende Schmutz geblieben sei.

„Damit Signora frei bleibe von dem Unglück, das sie bei seinem Anblick in seinen Fesseln halten wird, so habe ich ihn an einen Juden verkauft, der selbigen Tages noch über das Meer ging.“

„Und das Geld dafür, wo blieb das Geld?“

„Die Nonnen im Kloster Santa Croce haben Messen gelesen für das Seelenheil der verstorbenen edeln Frau.“

„Die leider Protestantin war!“

„Der allmächtige Gott erbarmet sich aller seiner Kinder,“

wenn die gnadenreichste Jungfrau und ihre Heiligen für sie bit-
ten," sprach die Alte, indem sie sich dreimal bekränzte.
Richard wandte sich an Natalie: "Sie sehen, wie vergeblich
wir hierhergekommen sind; lassen Sie uns nun eilen, wieder
frische Luft zu schöpfen."
Unsere Freunde schickten sich zur Rückkehr an. Indem erhob
sich aber die junge Frau, die bis dahin ganz theilnahmlos und
wie träumend dageessen hatte; sie richtete sich auf, streckte die
Arme empor und machte mit dem Oberkörper tactmäßige, wie-
gende Bewegungen.
"Jetzt will ich tanzen!" sagte sie und nahm das Tambourin,
das sie mit einem fast wilden Schwunge über ihr Haupt hob.
Ein Freudenstrahl flog über ihres Gatten Angesicht; er ent-
setzte sogleich, um seiner Frau die Bühne zu bereiten und noch
vor Sonnenuntergang eine reiche Einnahme einzustreichen.
Eugen trat zu ihr und sprach seine Freude aus, sie tanzen
zu sehen.
"Er verdient es nicht," murmelte sie, wie zu sich selbst spre-
chend, "aber der kleine Paolo soll nicht hungrig zu Bette gehen.
Und dann ist es auch das letzte Mal. Sehen Sie," sprach sie
plötzlich hervortretend, während ein wildes Feuer aus ihren
Augen zuckte und ihre Lippen krampfhaft bebten, "sehen Sie, er
hat mich geschlagen, weil ich ihm sein schändliches Leben vor-
warf — aber nun ist es vorbei!"
Sie hatte den Ärmel aufgestreift und ihre schön geformten

in seiner Muttersprache brachte er dazu die allbekanntesten, stets
belächten Witze vor und erntete unendlichen Beifall. Dieser
steigerte sich jedoch zum Jubel und Jauchzen, als nun auch das
junge Weib mit dem Knaben erschien. Die Haare der Tänzerin
hingen in langen, mit Goldband durchzogenen Flechten über
ihre Schultern herab. Arme und Füße waren wunderschön ge-
formt und ihre Bewegungen, die zuerst langsam und wie schläf-
rig, immer mehr an Feuer und Elasticität zunahmten, rechtfertig-
ten das ihr erteilte Lob. Wie stolz stand sie jetzt da, das Tam-
bourin weit über ihre Stirn erhebend, wie schwebte sie dahin,
während der kleine Knabe auf ihrer Schulter saß, nun kniete
sie nieder und bog sich weit nach hinten, indem sie die Arme aus-
streckte, als müsse ein Engel sich herab neigen, sie in den Himmel
hinaufzuziehen, und schnellte wieder empor und drehte sich im
Kreise, daß ihre schwarzen Zöpfe um sie herfliegen und alle Glök-
lein ihres Tambourins erklangen. Und dennoch wirkte ihr Tanz
nicht halb so befallerregend, als der des Zwerges, der ihr wie
ihre Schatten folgte, bemüht alle ihre Bewegungen nachzuahmen.
Wie lustig war das, wie possierlich seine Sprünge. Das Pu-
blicum lachte, daß die Straßen davon wiederhallen, und als das
alte Weib und der Mann, die beide den Tanz mit der Violine
und Gitarre begleitet hatten, jetzt mit den Tellern herum gin-
gen, da felen die Silbermünzen in reichlicher Anzahl hinein.
Natalie war dem Schauspiel mit bebendem Herzen gefolgt.
Es drängte sie, der unglücklichen Frau ein Wort des Trostes zu

in Todesqual, hier zeigte sich ein Unglücklicher, den die Natur
vernachlässigte, den die Menschen verspotteten, neben einem
Kinde, das geschmückt mit allen Reizen der Schönheit hinabge-
worfen war in den tiefsten Morast des Lebens — verzwei-
flungsvoll zuden sie auf, die drei erbarmungswürdigen Ge-
nossen, ihr Inneres krampfte sich zusammen, ihre Seelen bebten:
da zwingt die Noth sie, hinaus zu treten in die gefühllose Menge,
die viele Köpfe, aber kein Herz hat; sie bergen ihren Jammer un-
ter buntem Plunder, sie geben sich der Laune Anderer preis —
was sie empfinden, wer fragt danach — wenn sie nicht tüchtig
springen, dann Wehe ihnen! Da thun sie ihr Meißerwerk, sie
hüpfen, sie neigen sich, sie lächeln — ja sie lächeln und die Leute
klatschen ihnen Beifall; Münzen werden ihnen zugeworfen und
ihre elendes Dasein ist noch für einen Tag gefristet.
Jammer der Menschheit, wann bist du zu Ende! wann
kommt die Zeit, wo Niemand mehr genöthigt ist, Komödie zu
spielen, wo die Wahrheit herrscht und ungehindert ihre Stirne
zeigt, die sich nicht mehr mit Schleiern und mit Schminke zu
verbergen braucht, wo man den Mund nicht länger zwingt, die
Worte auszusprechen, die im Herzen keinen Nachhall finden, wo
sich das Auge frei verthätigen kann, wenn es das Häßliche, das
Unnatürliche erblickt, und wo die Hand berechtigt sein wird hinein
zu greifen in das wirre Gewebe des Unrechts, und der Sünde ihre
Hülle abzuziehen; wo das Herz nicht schweigend mehr zu dulden
hat, wenn es von der Rohheit unter die Füße getreten wird, wo



Die Mode.

Schultern zeigten die Spuren von der Brutalität, gegen die ihr
gestörtes Gemüth sich empörte. Sie rief ihren Knaben, stellte
ihn vor sich auf den Tisch und zupfte sein buntes Kleidchen zu-
recht, während sie ihn in fast kindischer Weise mit allerlei Liebes-
namen anredete und die Schminke auf ihren Wangen mit den
Fingern verwischte, die in reichen Strömen darüber hinliefen.
Dies zertretene Herz, das verhärtet war in der Verzweiflung,
belebte noch einmal auf in dem Gefühl der Mutterliebe. Heilige
Flamme, die selbst Felsen durchglüht, die, wie der Abendsonne
Strahl, als leuchtendes Band den Himmel an die dunkle Erde bin-
det. — Der Komödiant trat ein, nahm die Gitarre auf und rief
die Seinen zu dem Tanzplatz hin. Die Freunde folgten ihnen.
Es hatte wenig Vorbereitungen gekostet, die Bühne herzu-
stellen. Dem Wirthshaus gegenüber war auf einem freien Platz
ein Teppich ausgebreitet, hinter welchem eine Art von Zelt auf-
geschlagen war, in das die Komödianten traten. Die Zuschauer
sammelten sich im Kreise umher und nur für die Honoratioren
waren einige Stühle hingeseht, welche die Wahrsagerin ver-
mietete.
Der Italiener trat zuerst heraus; er trug einen himmel-
blauen Mantel und einen mit Gold und Fibern gezierten Hut
und sang zur Gitarre die Lieder seiner Heimath, die hier nur
wenig Anklang fanden, weil man ihre Worte nicht verstand.
Danach kam der Budliche als Bajazzo und hüpfte in den wunder-
lichsten Sprüngen über den Teppich hin. Halb deutsch und halb

sagen, einen Lichtstrahl der Hoffnung in ihr dunkles Gemüth fal-
len zu lassen. Die Tänzerin schien jedoch nicht abgeneigt, ihre
Kunst noch ferner zu üben, denn ihr Gatte trug Zelt und Tep-
pich schnell an eine andere Straßenecke und das Schauspiel be-
gann dort von Neuem, während die tiefstehende Sonne unsere
Freunde zum Heimweg trieb.
"Es ist mir nur um den hübschen Jungen," sagte Eugen,
"der sich eben so ungern wie Natalie von hier trennen mochte."
"Wie Recht hatte Richard," antwortete diese, "als er uns
sagte, wir seien vergeblich hergekommen, haben wir doch nichts
zur Rettung dieser Leute zu thun vermocht!"
"Und leider auch nichts zu ihrer Bestrafung," fügte der Re-
gierungsrath hinzu.
Eugen antwortete nur durch ein unwilliges Murren und
der Wagen rollte fort.
So heiter unsere Freunde auch hierher gekommen waren,
so still kehrten sie zurück. Der Blick, den sie in das menschliche
Elend geworfen hatten, war ein zu trauriger gewesen, als daß
sein Eindruck sich so schnell hätte verwischen lassen können; denn
nicht das Elend allein war es, was so erschütternd wirkte, son-
dern auch sein Gegensatz zu jener Heiterkeit, die solche Klüfte
hervorzurufen pflegen. Hier krümmte sich ein blutendes Herz

sich der Geist nicht furchtsam schon verbirgt, wenn Vorurtheile
ihre schwarze Fahne ausbreiten — wann kommt die Zeit?
Wir Alle gleichen mehr oder weniger dem Weibe, das mit
dem Todes-Gedanken in der Brust tanzend über den Teppich da-
hingeleitet. Wir Alle tragen im Herzen ein verborgenes Kämmer-
lein, in das kein Fremder, ja kein Freund gelassen wird. Welch
ein Geheimniß wahren wir darin? Ist's eine Reue, die dort
ihre Wohnung aufgeschlagen hat und leise, aber ohne Ende pocht?
Ist es der Ehrgeiz, der noch unbefriedigt den Augenblick erwartet,
wo er hervorzutreten vermag? Ist es eine Kränkung, die ver-
geben worden ist, doch nicht vergessen? oder eine heimliche, lau-
rende Rache? Ist es der Schmerz um eine längst begrabene
Leiche, oder ward vielleicht die eigene Brust zum Sarg, in welchem
ein geliebtes Bild, ein heißer Wunsch begraben liegt?! —
Laßt uns nicht forschen, gehe Jeder still am Schmerz des
Anderen vorbei, der wie ein Klausner einsam in dem Busen
haust. Ein Engel nur darf leise herniedersteigen und einen Bal-
samtropfen in die offene Wunde fallen lassen, die sich vor dem
Auge der Welt verbirgt und in der Stille blutet — aber nimmer
heißt, ein Engel ziehet das gequälte Herz nach oben und hebt es
liebend über unser Menschenloos hinweg! —
(Fortsetzung folgt.)

Ave Maria.

Gustav Eggers.

Langsam und innig.

Erklärung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe von violetterm Boult de Soie, am Hock mit 3 Rüschen à la vieille garnirt, davon die untere 14, die mittlere 13, die obere 12 Centimeter Breite hat. — Glatte hohe Taille mit Schnebbe; weiter offener Aermel, mit einer 7 Centimeter breiten Rüsche garnirt. — Hut von gebleichtem Stroh, mit weißen Bindebändern.

Fig. 2. Robe von weißem Mouffeline, am Hock mit einem 40 Centimeter breiten Volant garnirt. Shawl-Mantelet von weißem Mouffeline, umgeben mit einem Füllpuff, in welchen ein rosa Band gezogen. — Amazonenhut, mit rosa Taffet eingefaßt und einer Hahnenfeder in Weiß und Schwarz verziert.

Fig. 3. Anzug eines kleinen Mädchens. — Robe von blauem Taffet, mit 4 Volants garnirt, welche sich durch eine Einfassung

von schwarzem Sammet vortheilhaft markiren. Die Taille hat vorn und hinten eine Garnitur à échelle (leiterartige) von schwarzem Sammet. — Breite Schärpe von blauem Taffet.

Fig. 4. Anzug eines kleinen Mädchens. — Robe von braunem Popeline. — Mantel von braun und schwarz gefreistem Wollenstoff. — Hut von gebleichtem Stroh, mit Sammeteinfassung und Federschnuck.

Die Stellung der Frauen im Oriente.

Lady Mary Worthsey Montague, die interessante und berühmte Reisende, bemüht sich in ihren Briefen aus der Türkei gegen die im Abendlande allgemein verbreitete Ansicht anzukämpfen, als sei das Loos der Frauen im Oriente das einer

drückenden Sklaverei. „Die orientalische Sitte,“ sagt sie, „so hart sie auch europäischen Augen erscheinen mag, gestattet den Frauen doch in Wirklichkeit viel Freiheit. Will die Türkin allein und ungestört in ihrem Zimmer sein, so darf sie nur ein Paar Pantoffeln am Eingange desselben aufstellen und Niemand, selbst nicht ihr Gatte, wird beim Anblicke dieses Zeichens einzutreten wagen; sie geht stets so verhüllt aus, daß selbst ihre nächsten Freunde sie nicht zu erkennen im Stande sind, und ich kenne viele Europäerinnen, denen eine derartige Verkleidung oft im höchsten Grade erwünscht wäre.“

So geistreich die Verfasserin auch ihre Sache führt und so hohes Interesse ihre Mittheilungen, trotzdem sie dem vorigen Jahrhundert angehören und unsere Beziehungen zu den östlichen Ländern seitdem viel bedeutender geworden sind, heute noch erregen, so kann sie uns doch mit allem Scharfsinne nicht überzeugen, daß die Stellung der asiatischen Frauen die ihnen von der Natur angewiesene ist. Nicht als die Fremdlingin und Gefährtin des Mannes, als ein mit ihm gleichberechtigtes Wesen erscheint im Orient das Weib, sondern als seine Sklavin, als ein Theil seiner Habe.

So herabwürdigend auch die Gesetze sind, welche der Stifter der mohamedanischen Religion im Betreff des weiblichen Geschlechtes erlassen hat, trifft ihn doch nicht der Vorwurf, dieselben entworfen zu haben, sie bestanden lange vor seiner Zeit, und Alles, was er that, war, der schon seit den frühesten Zeiten unter seinen Landsleuten herrschenden Ansicht eine geschriebene, gefügliche Form zu verleihen. Ueber den ganzen Osten war und

ist die Meinung verbreitet, daß den Frauen eine dem Manne untergeordnete, dienbare Stellung gebühre, und zahlreiche Belege für diese Behauptung finden wir in den geschichtlichen Büchern der heiligen Schrift. So wunderten sich, als Moses die Töchter Raquel's gegen die Beleidigung der midianitischen Hirten schickte, deren Vater und Brüder, welche die Unwürdigkeiten, denen die Mädchen täglich ausgesetzt waren, wohl kannten, daß ein Fremder denselben einen Dienst leisten konnte, für den er auf gar keinen Dank zu rechnen hatte. Charakteristisch ist es, daß in den Erzählungen von den Versammlungen der ersten Christen ganz besonders hervorgehoben wird, daß sie fortwährend im Gebet mit den Frauen. Es war bis dahin noch nie vorgekommen, daß sich Männer und Frauen selbst zu einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung vereinigt hatten, dem Christenthum war das große Werk der Civilisation und Humanität vorbehalten, und indem es segnend und erleuchtend über den Erdkreis schritt, suchte es die Frau zu einer gesellschaftlichen Gleichheit mit dem Manne zu erheben.

Leider aber hat diese Lehre im Morgenlande nur sehr langsam Eingang gefunden, denn selbst die dort lebenden christlichen Secten haben der Frau noch lange nicht den ihr zukommenden Platz angewiesen und sie ist weit entfernt, den Einfluß auf das gesellschaftliche und Familienleben auszuüben, der in fast allen Ländern Europas den Frauen zum großen Segen der Gesamtheit zusteht. Und dennoch sind die Christinnen des Orients tausendmal besser daran, als ihre Schwestern unter den Mohamedanern und Heiden; das Gesetz der Ehe wird zu Gunsten der Ersteren aufrecht erhalten und ihnen mancherlei Freiheiten gestattet, von denen Letztere keine Ahnung haben, welche ihre Gesetze geradezu verdammen.

Wir sind zuweilen geneigt die große Anzahl unverheiratheter Frauen in Europa als einen Uebelstand zu betrachten, und doch wird dadurch von der andern Seite die Freiheit der Wahl, das Gefühl der Unabhängigkeit, das Vorhandensein der Ueberzeugung, daß Frauen sich selbst stützen, allein für ihre Existenz sorgen können, kurz, ein Zustand der Verhältnisse bewiesen, wie man ihn eben nur in Europa finden kann. In den östlichen Ländern kennt man diese Selbsteigenschaft nicht, und zwar einfach aus dem Grunde, weil dort gar nicht die Möglichkeit vorausgesetzt wird, daß eine Frau ohne den Schutz des Mannes leben könne. Der Vater verheirathet seine Töchter wie er über jedes andere Stück seiner beweglichen Habe verfügt, und in den Ländern, wo es das Uebergewicht der Europäer nicht verhindert, ist noch heute das Aussehen und Töden der Kinder weiblichen Geschlechts eine häufig vorkommende, von den Gesetzen erlaubte Thatsache.

Der Gesichtspunkt, aus welchem eine Tochter in den asiatischen Familien angesehen wird, geht deutlich aus der Art und Weise hervor, wie die Mädchen in den britischen Colonien Indiens erzogen werden. Die vornehmen Hinduis legen die größte Sorgfalt für die Ausbildung ihrer Söhne an den Tag; würden aber jeden Gedanken, ihren Töchtern Unterricht ertheilen zu lassen, mit eben so großem Schrecken von sich weisen, wie wir empfinden, wenn wir einen der heiligsten Gebrauche unserer Religion zum Gegenstand des Spottes gemacht sähen. Die Missionaire haben den größten Widerstand in dem Verlangen gefunden, daß die Töchter der Hindu ihre Schulen besuchen sollten, kein Mann, der nur irgend den höheren Ständen angehörte, konnte sich entschließen, einen solchen Verstoß gegen das Herkommen zu begeben, und während die Knabenklassen stets überfüllt waren, befanden sich in denen der Mädchen nur Töchter der niedrigsten und verachteten Klassen.

Aus dem ihr zukommenden Platze in der Gesellschaft verbannt, jedes geistigen Genusses beraubt, hat die Frau des Orients nur einen Zufluchtsort für ihre Fähigkeiten, für die in ihr wohnende Liebe. Als Tochter ist sie wenig mehr, als ein Stück von ihres Vaters Heerde, als Gattin die Sklavin des Mannes, aber als Mutter wird sie Herrscherin. Söhne wie Töchter sind ihr überlassen, an ihnen darf sie den reichen Quell der Liebe verschöpfen, den die Natur auch der Vernachlässigtesten ihres Geschlechtes in die Brust gelegt hat, dem der Ausfluß nach jeder andern Richtung hin versagt ist, und diese Zärtlichkeit wird ihr von den jugendlichen Mitgliedern ihrer Familie im hohen Maße vergolten. Niemand vergißt der Sohn die Sorgfalt der Mutter, ehrt und berücksichtigt sie bis zu ihrer letzten Stunde, während er seine Gattin in demselben Zustande der Bedrückung erhält, welchen die von ihm so hochverehrte Mutter einst von dem Gatten ihrer Jugend erfuhr. Eine Beleidigung seiner Mutter ist der tödlichste Schimpf, der einem Morgenländer zugefügt werden kann, der Schwur beim Grabe der Mutter ist ein heiliger, und der letzte und empfindlichste Streich, den ein Feind gegen sein Opfer führen kann, ist der, wenn er das Andenken seiner Mutter schmätzt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, Frauen nach jeder andern Richtung hin alles Einflusses beraubt und sie doch wieder in so ergreifender Weise auf die Familien ihrer Söhne einwirken zu sehen. So herrscht in der Natur überall ein großes Gesetz der Ausgleichung, durch das von der einen Seite gewährt wird, was es von der andern verjagt.

wölbte Oberfläche haben, damit das Wasser leichter Abfluß findet, denn dieses schadet mehr als Kälte. Werden nur diese Rosen im November um die Hälfte zurückgeschnitten, aber nicht eher bis wirtliche Kälte (-5 Grad R.) eintritt, mit trockener Nadel (Nichten- oder Föhren-) Streu umlegt, und oben mit Stroh so zugebunden, daß das Wasser überall ablaufen kann, dann wird man nie über einen Verlust durch Winterfälle zu klagen haben. Im Frühjahr werden alle Zweige handhoch über der Erde weggeschnitten. Das Düngen der Rosen ist selten vorthelhaft. Je weniger Leppigkeit, desto mehr Blüthen und desto größer die Dauerhaftigkeit.

Verbene, Seltrop, Fuchsen u. dgl. im Felde gruppenweise stehende Pflanzen überwintert man auch sehr gut auf ihrem Standorte, wenn man die Pflanzen mit allen ihren Stengeln und Aesten mit Stroh oder Gabeln, aus Seidenreis verfertigt, an den Boden befestigt, bis 1/2 Fuß Stroh darüber breitet und dann bis 1 Fuß hoch mit Erde bedeckt. In sehr kalten Tagen kann man obenauf noch Bretter legen. Wo der Boden feucht ist und kahlig zu befürchten steht, müssen die Pflanzen vor der Bedeckung mit gestopferter Holzstohle überdeckt werden. Dennoch sind aber oft im Frühjahr viele Stengel und Aeste faul oder vermodert, die meisten sind aber nur gelb; diese werden alle bis zum gesunden Theile abgeschnitten. In kürzester Zeit entwickeln die noch gesunden Wurzeln die üppigste Vegetation und man erhält weit schönere und fräftigere Pflanzen, als wenn man solche, in Töpfe gebracht, im Glashaus überwintert oder frisch eingepflanzt hätte. Bei diesem Verfahren ist noch Hauptregel, daß man im Frühjahr nicht zu frühe alle Decken auf einmal wegnimmt. Mitte April kann man die Erde und Anfangs Mai, je nach der mehr oder weniger kalteren Lage und der eben bestehenden Witterung, die Streu wegnehmen.

Hochstämmige Rosen zarterer Sorten werden ebenfalls so mit Gabeln befestigt und nur mit Erde bedeckt. Hier hat man darauf zu achten, daß die Erde nicht so auf die Krone zu liegen komme, daß die Veredelungsstelle Schaden leidet oder gar die Krone am Wüchsen abbricht. Wenn man den Baum gebogen hat, muß das früher eingeknickte Auge nach oben stehen. Man kann auch vorher eine Grube graben, um die Krone hinein zu bringen, doch ist dieses Verfahren weniger anzurathen, einestheils weil der Baum viel tiefer umgeben werden muß, dabei oft Schaden leidet und nicht selten sogar abbricht, andertheils weil in der Erde mehr Feuchtigkeit sich findet, die den Wurzeln schadet.

Solche exotische Pflanzen, die man in Töpfen zieht und darin behalten will, können auf ähnliche Art gut durchwintert werden. Entweder man legt sie mit dem Topfe schief nebeneinander, ähnlich den Vierfüßlern im Keller, in ein 2-3 Fuß tiefes leeres Mißbeet, das man dann mit trockener Streu überall und ganz voll ausfüllt, behandelt dasselbe wie ein gewöhnliches Mißbeet u. dgl. bepflanzt, giebt ihm Luft, bedeckt es bei großer Kälte und erneuert den Pferdebürsten-Umschlag zc., oder man stürzt die Pflanzen aus, umbindet den Wurzelballen mit Moos und bringt sie an an einen frostfreien Ort, der nicht zu feucht ist, z. B. in eine Kammer, in den Keller u. dgl. Doch liegen solche in einem leeren Mißbeet am besten. Das Moos enthält Feuchtigkeit genug oder zieht solche an, um das Begießen und andere Mühsal zu ersparen.

Es versteht sich von selbst, daß alle auf diese Art überwinterten Topfpflanzen zurückgeschnitten werden müssen. Ueberhaupt wird noch an vielen Orten das Beschneiden der Blumenpflanzen im Frühjahr zu wenig in Anwendung gebracht. Haben die Pflanzen während des Winters durch Kälte, Kälte oder Trockenheit Schaden gelitten, so kann nur allein das Messer helfen. Je träftiger man schneidet, desto schneller sind solche Schwächlinge zu neuem Leben gebracht. Uebrigens wird der Blumenfreund schon Ausnahmen machen, denn Pflanzen beschneiden, die nur an den Spitzen der Holztriebe blühen, wie z. B. die Hortensien, wäre eben so fehlerhaft, als Pflanzen auf die angegebene Art überwintern zu wollen, die nur während des Winters und mit ihren Blumen erfreuen, wie der dankbare Viburnum Tinus u. a.

Zartere Holzpflanzen des freien Landes bindet man am Einfachsten mit Stroh zu, nachdem die unteren Theile mit Laub ausgestopft worden sind. Doch ist hier besonders darauf zu achten, daß das untere Stroh zuerst und so angelegt werde, daß es durch eine Neigung am Wurzelstock, wenigstens 2-3 Fuß, je nach der Stärke der Pflanzen, den Boden um dieselben bedeckt, um allem Wasser Ableitung zu verschaffen. Kommt das mittlere Stroh dann über das untere und so fort, gegen oben natürlich in dünneren Schichten, so bildet eine solche Decke ein Strohdach, welches Trockenheit bewahrt und vor strenger Kälte schützt. Hauptregel ist bei allen solchen zu schneidenden Pflanzen, daß das Einbinden, überhaupt alle ähnlichen Arbeiten zum Winterzuge, nicht bei Nebel, bei Regen, nicht bevor das Laub abgefallen, oder das Holz noch nicht reif ist, sondern etwas spät, nach mehreren Nachfröhen und bei hellem trockenen Wetter stattfinden.

Feigen, Weinreben und ähnliche Spaliergebüste, die in vielen Gegenden im Freien ohne Schutz erziehen würden, grabt man in den Boden ein, aber auch sehr spät, wenn das Holz vollkommen reif ist. Hier ist die neueste Methode zu empfehlen, daß man die oberen Spitzen vorn herausziehen läßt, damit die Luft etwas Zutritt hat, denn bei völliger Bedeckung verimmelt sehr oft die Rinde, namentlich die der jüngeren Triebe, so daß die meisten Aeste im Frühjahr nicht mehr treiben. Es erziehen zwar die frei gelassenen Spitzen, doch müssen diese ohnehin durch das Einbinden entfernt werden.

In Gegenden, wo ähnliche Pflanzen einen solchen Schutz nicht bedürfen, müssen alle Spalierbäume los geschitten werden, damit der Wind sie bewegen kann. Wo Bewegung ist, ist Wärme, und alles Wittereis wird verhütet!

Die Moor- und Haidebeete, welche die in neuerer Zeit so beliebten Hortensien, Rhododendron, Andromeden, dauerhaftere Ericaceen zc. enthalten, darf man nicht mit Stroh, sondern man muß diese mit trockenem Laub besetzen. Sind dieselben an etwas trockener Stelle und, wie überhaupt erforderlich ist, im Schatten angelegt, so erziehen solche Pflanzen unter dieser Decke höchst selten. Es ist sehr auffallend und selten, daß (nach unsern zahlreichen Erfahrungen) Stroh die weichen Pflanzen eher schützt als Laub, daß härtere Laubpflanzen besser geschützt sind durch Laub, als durch Stroh, namentlich so die Hortensien. Höhere Holzpflanzen, als Escallonien, Paeonien, Evonymus japonicus, Rhododendron, Viburnum Tinus, Prunus Laura-Cerasus, Laurus nobilis, Aneba japonica etc. etc., kommen durch Stroh-Schutz besser durch den Winter, als mit einer Decke von Laub oder Stroh. Das früher oft angewendete Moos taugt zur Bedeckung durchaus nicht, es gleicht einem Schwamme, der sich mit Feuchtigkeit füllt und dieselbe zum Schaden des Bedeckten sehr lange in sich behält, was besonders den weichholzigeren Pflanzen nachtheilig ist. Es giebt aber in den Wäldern auch ein trockenes Moos, oft auf dem Boden wachsend, meistens an alten Bäumen angewachsen, welches als Bedeckungsmittel sehr zu empfehlen ist.

Endlich ist noch die neue Methode zu erwähnen, namentlich Belagern, Fuchsen u. dgl. beliebte Topfpflanzen ohne Gewächshaus gesund durch den Winter zu bringen. Man nimmt diese nämlich aus den Töpfen heraus, schneidet alle Aeste, je nach der Stärke und des mehr oder weniger holzig gewordenen Stammes, 4 Zoll bis 1 Fuß vom Boden weg, bestreut die Wunde mit Kohlenstaub, schüttelt die Erde ab und legt diese so (barbarisch) zugerichteten Pflanzen schichtweise in eine mit klarem mächtig feuchten Sande gefüllte Kiste in der Art, daß jede Lage ungefähr handhoch mit Sand bedeckt ist. Diese Kiste bringt man an einen trockenen frostfreien Ort, der eher zu kühl als zu warm sein darf, und bestreut sich weiter gar nicht darum. Bedeckt darf die Kiste nicht sein, doch muß oben Sand sich befinden. Im Frühjahr nimmt man die Pflanzen heraus, taucht sie in frisches Wasser, pflanzt sie wieder ein, hält sie zuerst etwas kühl und schattig, bringt sie dann in ein ausgehobenes Mißbeet zum Treiben und gewöhnt sie nach und nach an Wärme, Licht und Luft. Schließlich dürfte noch zu bemerken sein, daß man im Spätherbst kein Beet austreten soll, welches solche Pflanzen enthält, die zur Durchwintierung bedeckt werden müssen. Je geschlossener und begrünter der Boden ist, desto eher wird die Kälte abgewendet.

abermals dort die Mantille und das duftende Tuch einer Dame in reiferem Alter zieren.

Zwar haben die Spitzen nicht immer einen so bedeutenden Erwerbssweig für die ärmeren Klassen vieler Länder ausgemacht, es blieb dies erst den letzten Jahrhunderten vorbehalten; daß sie aber bis in die frühesten Zeiten zurück schon gefamnt und von den Völkern des Alterthums in der vollendetsten Art zum Schmuck, namentlich der Frauenkleider, verwendet worden sind, beweist schon unter Andern eine Stelle des sechsten Buches der Iliade, in dem Homer die Frauen, köstliche Schleier in dem Palast des Priamus, Königs der Trojaner, stehend, darstellt und durch seine Gesänge unsterblich gemacht hat. Noch älter wäre ihr Ursprung nach der bekannten Fabel von der Minerva, welche Arachné, die sich gerühmt, in der Kunst der Webereien mit dieser Göttin wetteifern zu können, in eine Spinne verwandelt, indem sie mit ihrem Webschiffen nach ihr schlug.

Auch die Griechen kannten sie; namentlich zeichneten sich die phrygischen Frauen durch die Geschicklichkeit aus, mit welcher sie vermittelst ihrer Nadel die schönsten, durchsichtigsten Spitzengewebe fertigten. Von ihnen rührt auch der lateinische Ausdruck phrygiones her, welcher gleichbedeutend mit Siederin ist. Damals kannte man aber eben nur die eine Art, Spitzen anzufertigen, nämlich mit der Nadel, und diese sind unbedingt die werthvollsten und geschicktesten, da sie in den reichsten Mustern mit Gold, Silber oder buntfarbiger Seide in eben dem distinguirten Geschmack verziert waren, der die classischen Völker so ausschließlich auszeichnet.

Außer diesen, allein mit der Nadel gearbeiteten Spitzen kennt man noch eine zweite Art sie anzufertigen, und zwar ist diese schon seit dem 8. Jahrhundert die gebräuchlichere und beliebtere. Diese andere Art Spitze, auf einem sogenannten Klöppelkissen gearbeitet, wird aus einer großen Menge unendlich feiner Fäden zusammengestellt, welche, auf kleine hölzerne Regel gewickelt, mit einer kaum glaublichen Behendigkeit und Accuratez von den Spitzenarbeiterinnen um eine gewisse Zahl von Stednadeln geschlungen werden, welche, dem auf dem Klöppelkissen festgesetzten Papiermuster folgend, dazu dienen, der anzufertigenden Spitze ihr Dessin zu geben.

Gewiß erinnern sich viele unserer Leserinnen, denen es schon vergönnt war, die sächsischen Schweiz zu bereisen, der Klöpplerin, die in der Sommersaison auf dem erhabenen Felsenplateau der Bastei den ab- und zuströmenden Reisenden ihre selbstgefertigten, lustigen Spitzengewebe feilbietet, und ihnen erlaubt, diese auch unter ihren fleißigen Händen entstehen zu sehen. Freilich überfällt uns ein Gefühl des Mitleids und der Wehmuth, wenn wir aus ihrer einfachen, ungeschmückten Erzählung von ihrer Heimath im sächsischen Erzgebirge und der ausschließlich Beschäftigung der Frauen und Mädchen mit der Spitzenklöpperei den unendlich geringen Verdienst kennen lernen, den diese mühsame, nur dem Luxus geweihte Arbeit abwirft, und gern sind wir geneigt, ihr den für ihre geschmackvollen Krügen, Manschetten und Spitzen geforderten Preis einzuhändigen.

Doch kommen wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder auf die Spitzenfabrication der alten Zeit und namentlich des Mittelalters zurück, um den Ursprung der oben beschriebenen Klöppelspitzen kennen zu lernen. Zuerst waren es ausschließlich die Frauenklöpper des Mittelalters, in denen sich die frommen Bewohnerinnen derselben mit dem Anfertigen von Spitzen vermittelst der Klöppel beschäftigten. Sie schmückten mit den zarten Geweben die Gewänder ihrer Heiligen und die Altäre ihrer Kapellen. In den Mönchsklöstern widmeten sich zu jener Zeit die Mönche dem Erfinden und Zeichnen der dazu gehörigen Muster. In späteren Tagen verlor sich die Kunst, points, wie man diese Spitze nannte, zu klöppeln, beinahe gänzlich, und ihr Werth stieg gerade ihrer Seltenheit wegen zu einem unglaublich hohen Preise. Blumen, Arabesken oder sonstige tausendfach verschiedene Figuren erscheinen dem Auge wie hingehaucht auf feinstem feinem Grund in diesen alten Spitzen, und es würde schwer, ja unmöglich sein, alle die Einzelheiten und ihre ganze Schönheit zu beschreiben.

Die bewundernswürdigsten dieser points stammen aus einigen alten spanischen Klöstern, weshalb sie noch heute den Namen points d'Espagne führen. Ihnen ziemlich ähnlich, gleichsam nur eine Variation davon sind die points de Venise, und auch bei diesen weiß man nicht, ob man mehr die kühne Phantasie in der Erfindung der Muster oder die unendliche Geschicklichkeit und Sauberkeit der Arbeit bewundern soll. Beide Arten von Spitzen kennen wir noch heute allgemein unter dem Namen Kloster- oder Kirchen spitzen, da alle die Nachahmungen späterer Zeit niemals den hohen Grad der Vollendung erreicht haben, zu dem sie unter den gedulbigen Händen der Klosterfrauen gediehen.

Im 16. und 17. Jahrhundert zeichneten sich vor allen andern die Niederlande durch die Vollkommenheit aus, mit welcher dort von den Frauen und Mädchen die Klöppelspitzen angefertigt wurden. Die Spitzen aus Flandern wurden seit dieser Zeit weit und breit berühmt und gesucht, nicht allein die Frauen bedienten sich ihrer zu dem präzisesten Schmuck ihrer Kleider und Coiffuren, nein, Staatsmänner, Künstler, die rauen Helben des Schlachtfeldes wie die zierlichen Gestalten der Salons, alle schmückten sich mit den Spitzen aus Flandern und Brabant, wie wir noch heute auf den Bildern aus jener Zeit die Spitze und deren kunstvolle Ausführung einen wesentlichen Bestandtheil des künstlerischen Werthes ausmachen sehen. An allen europäischen Höfen waren die brabantischen Spitzen ein unumgängliches Erforderniß zur Toilette, und wenn die Klosterpitze sich noch immer ihren ganzen Werth erhalten, so war die flandrische in ihrer Verbreitung weit allgemeiner, da sie mit weniger Kostenaufwand zu erhalten war.

Vor allem war Brüssel diejenige Stadt, die sich von jeher den ausgezeichnetsten Ruf durch die Fabrication der Spitzen erworben. Auch dort kennt man zwei Arten derselben, die eine führt den Namen brüsseler point oder Nadel-point; sie wird ausschließlich mit der Nadel gefertigt, Maschen und Muster, und ist in ihrer Ausführung dem point d'Espagne und Venise am ähnlichsten. Die zweite Art der Spitze ist die sogenannte brüsseler Application; zu ihr werden die einzelnen Figuren des Dessin allein auf dem Klöppelkissen gearbeitet und dann auf einen Netzgrund applicirt. Wie sich unsere Abonnentinnen vielleicht aus einer Nummer unsers Bazar vom Jahre 1858 erinnern, bestand die Brauttoilette unserer verehrten jungen Prinzess Royal aus derartigen Spitzen, deren nähere Beschreibung wir damals gaben und schon einmal das Wesentlichste ihrer Anfertigung hinzugefügt. Die besten und beliebtesten sind die genähten brüsseler Nachschwirnspitzen mit Mustern. An allen den dort gefertigten points ist es aber vorzüglich die Weiße, Festigkeit und der Glanz des Zwirns, wodurch sie sich auszeichnen und weshalb sie überall gesucht sind.

Eine Variation von ihnen sind wieder die in Mecheln und

Das Überwintern der Blumenpflanzen.

Von F. J. Dochnahl.

Nicht jeder Blumenliebhaber besitzt ein Gewächshaus, doch möchte jeder seine Lieblinge auch ohne solches gut und sicher überwintern. Wenn es richtig ist, daß ein Glashaus während des Winters viele Freude macht und manche angenehme Stunde bereitet, so ist es aber auch wahr, daß ein solches viele Sorge, Mühe und Unkosten verursacht. Man ist in der Blumenkultur so weit gekommen, daß man verschiedene allgemein verbreitete und beliebte exotische Pflanzengattungen gesund durch den Winter bringen kann, ohne jenes Hilfsmittel zu besitzen. Man hat überhaupt in letzterer Zeit begonnen, alle Blumenpflanzen härter zu behandeln. Wer erinnert sich nicht, wie groß die Pflanze war, die man z. B. dem Seltrop und den Calceolarien, als sie von Anfang verbreitet wurden, angedeihen ließ; erstere hielt man beständig im Warmhause, letztere in besonders heller und besserer Lage während des Winters. Wie sorgfältig war man früher bei der Behandlung der Monatsrosen! Sogar die Bignonia grandiflora und den jetzt in allen Gärten wuchernden Cochurus japonicus flore pleno hatte man in Töpfen und im Warmhause! Es sind noch keine 15 Jahre, daß man selbst in Frankreich die Paulonia imperialis und die Deutzia scabra warm und in Töpfen hielt. Jetzt wuchern alle diese Pflanzen im freien Lande. Es ist wohl einer der größten Fortschritte in der Blumenkultur, daß man alle Modestulpen nach ihrem Bekanntheitsgrade bald einfacher behandelt oder deren Cultur nicht mehr genau nimmt, eingedenk des wichtigen Satzes, daß je freier und ungezügelter die Pflanze ist, desto üppiger die Pflanzen gedeihen und fräftigere Blüthen sich entwickeln werden.

Alle wurzleichten Bengalis, Thees und andere ähnliche Rosen gedeihen ganz vorzüglich im freien Lande, selbst in kalteren Tagen. Bedingung aber ist, daß alle Beete oder Gruppen, wo sie gepflanzt sind, eine ge-

Die Spitzen und ihre Fabrication.

Wir glauben im Interesse unserer Abonnentinnen zu handeln, wenn wir ihre Aufmerksamkeit auf eine kurze Zeit für die Betrachtung eines Erzeugnisses der Kunst in Anspruch nehmen, welches, als eines der wichtigsten Erfordernisse zu einer distinguirten Toilette, gewiß würdig ist, näher kennen gelernt zu werden.

Was giebt der prächtigsten Balltoilette erst die gewünschte Leichtigkeit und jene reizenden, feenhaften Nimbus, der den Ballsaal und die darin auf- und abwogenden Gestalten als zu einer Zauberwelt gehörig erscheinen läßt? Es sind die zarten Gewebe der Spitzen, entstanden unter den gedulbigen Händen armer, blasser Kinder und Frauen, die, über ihr Klöppelkissen gebeugt, mit bewundernswürdiger Ausdauer die reizenden Muster schaffen, die hier das Kleid und den Schleier einer glücklichen Braut, dort die Volants einer jungen, blühenden Schönen und

Antwerpen gefertigten mehrliner Spitzen; sie weichen in der Anfertigung dadurch von den erstgenannten ab, daß sie gänzlich auf dem Klöppelstift und mit den Klöppeln gearbeitet werden, weshalb auch dort nur schmälere Ranten, Barben und dgl. kleinere Spitzenartikel den Haupttheil der Fabrication ausmachen. Keine andere Art von Spitzen ist so der Mode unterworfen gewesen, als die mehrliner; im 18. Jahrhundert durften sie an feiner Toilette von feinem Geschmack fehlen, bis sie durch eine neue Erscheinung im Modegebiet, durch die valencienner Spitzen verdrängt wurden. Man gab letzterer diesen Namen, weil sie anfangs hauptsächlich in Valenciennes gefertigt wurden; jetzt sind es besonders die 6 flandrischen Städte Ypern, Brügge, Gent, Alost, Menin und Cortrik, in denen die Spitzenklöpplerei einen großen Theil der ärmeren Bevölkerung ernährt.

Was vor allen andern Ländern Belgien am geeignetsten für die Fabrication der Spitzen macht, das ist der vortrefliche, nirgends in solcher Güte gewonnene Flach, der erste wichtige Bestandtheil zu den duftigen Spitzengeweben. Doch er allein würde nicht genügt zu der Vollkommenheit derselben beitragen, wenn er nicht von den belgischen Spinnerinnen, die in der Welt nicht ihres Gleichen haben, so ausgezeichnet zu Fäden von fabelhafter Feinheit versponnen würde. Das Pfund dieses feinsten aller Zwirne wird oft im Handel bis zu 10,000 Francs bezahlt, während das zu den gewöhnlicheren Spitzen auf 16 bis 18 hundert Francs kommt.

Um das Spitzenklöppeln auch in Frankreich zu einem Erwerbszweig für die ärmeren Volksklassen zu machen, berief der Minister Ludwig des Bierzehnten, Colbert, 200 Spitzenklöpplerinnen aus Flandern und dreißig der geschicktesten Arbeiterinnen aus Venedig und bewilligte ihnen, um sie an ihre neue Heimath zu fesseln, zu ihrem ersten Unterhalt 3600 Livres. Die niederländischen Arbeiterinnen wurden in Paris untergebracht und verpflanzten dorthin die bisher nur in ihrer Heimath angefertigten Spitzen. Die Venetianerinnen fanden in Mençon ein Asyl, und durch sie entstanden dort von Neuem die so werthvollen, alten points de Venise, die aber später points de France und endlich ausschließlich von der Stadt, wo man sie fertigte, points d'Alençon genannt wurden. Die in Paris gegründete Manufactur gerieth später in Vergessenheit, die von Alençon hingegen hat sich bis auf die neueste Zeit den Ruf ihrer Vorzüglichkeit zu erhalten gewußt. Die Spitzen von Alençon sind in der That Meisterwerke, und würdig, auf dem Toiletentische der Herzoginnen und Würdenträgerinnen des Hofes zu prangen; sie gleichen nur entfernt den ursprünglichen points de Venise, denn sie übertreffen dieselben durch die unendliche Feinheit ihrer Maschen und die Verschiedenheit und graziose Form ihrer Dessins.

Mehr aber noch als die Spitzen sind in Frankreich die weißen und schwarzen Blonden und ihre Fabrication zu Hause; in der Anfertigung dieser rivalisirt es mit dem ganzen übrigen Europa. In der alten Stadt Caen in der Normandie machte man die ersten Versuche zum Weben der Blonden, dort und in der Stadt Bayeux fertigt man namentlich Schleier, Shawls und Schärpen aus diesem zarten Seidengewebe. In gleichem Wertthe mit den in Bayeux gefertigten stehen diejenigen Blonden, die unter dem Namen Chantilly-Blonden bekannt sind; auch sie sind berühmt wegen ihrer Dauer und durch den Reichthum ihrer Dessins.

Nun bleibt uns noch übrig, von den englischen Spitzen zu sprechen, denn auch dort wie in dem sagenreichen, felsigen Irland sind sie zu Hause, und ihre Anfertigung schließt namentlich in dem letzten Lande wie in so vielen der schon früher erwähnten die ärmere Classe vor Mangel und gänzlichem Elend. In dem industriellen, mächtigen England haben sich in neuerer Zeit die Maschinen der Spinnfabrication bemächtigt; doch da nicht alle Genres derselben auf Maschinen ausgeführt werden können, so sind sie noch immer ein wichtiger Erwerbszweig für englische Frauen und Mädchen. Namentlich sind es vier Grassorten, die von Buntingham, Bedford, Northampton und von Devon, und in letzterer unter anderen die Stadt Honiton, wo man die bedeutendsten Spitzenmanufacturen antrifft. Honiton ist namentlich in der Anfertigung der so beliebten Guipurespitzen ausgezeichnet.

Wir dürfen unsern Bericht über Spitzen nicht schließen, ohne noch zuvor der irischen Spitzen Erwähnung zu thun. In der Umgegend von Limerick fertigt man deren, die unter dem Namen dieser Stadt in der Handelswelt bekannt sind. Sie bestehen aus einem Netzgrund, auf welchem aus freier Hand die verschiedenartigsten Muster in Kettenstich ausgeführt sind. Die irischen Spitzenarbeiterinnen besitzen eine eminente Geschicklichkeit, ihren Arbeiten durch die gewählten, reichsten Muster eine Mannigfaltigkeit zu verleihen, wie man sie selten wiederfindet. Die hohe Kunst, in der diese Spitzen überall stehen, bezeugen ihre Feinheit und Eleganz der Ausführung. Die irischen Guipures verdienen gleichfalls die Bevorzugung aller Damen von gutem Geschmack. Sie bestehen aus einem Netz- oder Tüllgrund, auf welchen Dessins von ausgeschnittenem Mousselin applicirt, die Zwischenräume mit feinen, verschiedenen, mit der Nadel ausgeführten Pleins gefüllt sind.

In unserm deutschen Vaterlande sind es namentlich das sächsische Erzgebirge und das Boigtland, welche ihre Spitzen durch Verkäuferinnen in ganz Deutschland umherbringen. Aus den Händen dieser armen, aber durch ihre Redlichkeit bekannten Mädchen geht oft der kostbare Spitzenschmuck unserer armuthigen, die Promenaden, Ball- und Concertsäle belebenden jungen Damen hervor. Allein wie selten gedenken sie beim Tragen ihrer Spitzeharpen, reich verzierten Nischen u. dgl. der armen Arbeiterinnen, die daheim vor den Thüren ihrer arbeitsigen Hütten viele Tage bei angestrengtem Fleiß zubringen, um solchen Schmuck zu schaffen und damit das tägliche Brod zu verdienen, alte Eltern und zahlreichere Geschwister zu ernähren. Jener so treffende Ausspruch eines Weisen der alten Zeit fällt uns bei diesen genügsamen, fleißigen Menschen ein, "Der Schweiß der Armen ist der Schmuck der Reichen!" Mögen die zarten Spitzengewebe nimmer durch eine andere neibische Mode verdrängt werden, denn sie haben zwei besonders hervortretende Vortheile: Sie schmücken und verschönern die Bedorzugten, die sie tragen können, und geben zugleich Demen Brod und einen gleichmäßigen Verdienst, die vom Schicksal auf einen bescheidenen Platz gestellt wurden, den Armen!

Des Sommers letzte Rose.

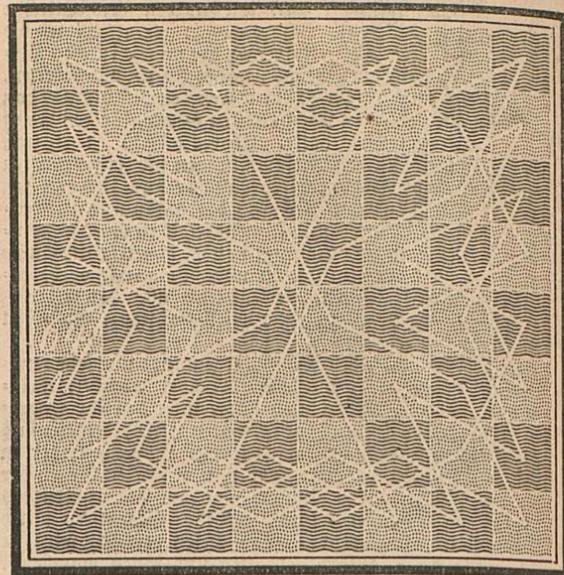
Es sinkt der Tag; da bricht mit Purpurgluth
Die Sonne noch einmal durch Wolkenfleiter
Und winkt der Erde, welche schweigend ruht,
Den Scheidegruß zur stillen Abendfeier.
Schon ist es kahl, es schweigt der Vögel Lied,
Natur verfällt dem ew'gen Wechsellose,
Da ist am Strauche einsam noch erblüht
Des Sommers letzte, wunderholde Rose.

Das Leben eilt, der Jugend Tage fliehn,
Es heisset Kraft und Muth und süßes Ringen,
Die Tage, welche jetzt vorüberziehn,
Viel schweren Ernst und wenig Frohsinn bringen;
Da blickt noch einmal durch der Wolken Nacht
Ein Glück, daß schmeichelnd es das Herz umkose,
Das Schicksal hat uns liebend noch gebracht
Des Sommers letzte, wunderholde Rose.

Wohl ahnten wir, da uns der Lenz gelacht
Und tausend Knospen duftend uns umsprossen,
Noch nicht, daß einst die ganze Blüthenpracht
Für uns dahin in Nebelflor zerfloßen,
Daß wir beglückt, wenn statt der Blumen Kranz,
Die wir gepflückt in duftig zartem Moose,
Uns blühet in des Abends spätem Glanz
Nur einmal noch des Sommers letzte Rose.

Und sinkt er auch, der letzte Sonnenschein,
Verwelkt die letzte Blum' in unserm Leben,
Und fühlen wir uns einsam und allein,
Soll jagend doch die arme Brust nicht beben,
Denn bricht dies Herz und schläft zur Ruhe ein
Der müde Pilger in dem Mutter Schooße,
Erblühet drüben ihm mit lichter Schein
Der Vaterliebe ewig frische Rose.

Schlüssel zur Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 304.



Auflösung der Räthsel-Aufgabe Seite 304.

Willst Du in den Himmel schauen,
In den reinen, ewig klaren,
Wo sich Glauben und Vertrauen
Deinem Herzen offenbaren,
Blide einem holden Kinde
In die frommen Augensterne,
Das noch frei von jeder Sünde,
Das noch jeder Täuschung ferne.

Auflösung des Räthfels Seite 304.

„Immergrün.“



Zweifelbige Charade.

Willst einen Fluß im Caarenreich,
In Spanien einen Herrn Du kennen,
Kann meine Worte Dir zugleich
Durch eines Wortes Ton sie nennen.

Die Zweite zeigt mit Doppelsinn
Sich als des Landmanns 'Freud' und Segen,
Gewähret reichlichen Gewinn
Und ist ein Schmerzenslaut bei Schlägen.

Viel Schiffe, die nach Osten ziehn,
Leibt stets mein Ganzes seinen Rücken,
An seinen Ufern Städte blühen,
Darauf tragen stolze Brücken.

A. N. Heyrichs.



Gr. A. R. in Br. Ein sehr schönes gefaltetes Taufteid finden Sie schon auf Seite 248 dieses Jahrganges, ein eben solches bringt auch noch unsere kürzlich erschienene, nur der Kinderwäsche gewidmete Bazarnummer; ein Taufmüßchen soll auf einem der nächsten Supplemente folgen.

Gr. v. W. auf Gr. B. Allerdings giebt es etwas Neues, sehr Originelles in Nähtissen, welche ohne Schraube und ohne Bleinlage sich doch der Tischplatte so fest anfügen, daß man getrost an der daran festgeketteten Arbeit nähen kann, ohne befürchten zu müssen, daß es von der Stelle rückt. Dies neue Wunder der Industrie wird durch eine dicke Gummipolsterung von der Größe eines 2/3-Balers flüchtig bewerkstelligt, welche an der auf dem Tische liegenden untern Seite des Kissens angebracht ist. Das Kissen selbst ist rund, ganz in der Art, wie unser Bazar schon öfter Nadelkissen geliefert hat. In der Mitte findet eine Vertiefung des Polsters statt, wie an den Puffen (Küstissen), und in dieser Vertiefung ist eine mit einem Griff versehene messingene Schraube angebracht, welche in Verbindung mit der Gummipolsterung steht. Sobald man nun die Schraube oberhalb des Kissens anfängt zu drehen, saugt sich, hervorgebracht durch den Luftdruck, unten die Gummipolsterung an den Tisch, an die Fensterbrüstung oder wohin man das Kissen sonst placiren will, fest und löst sich erst wieder ab, wenn die Schraube nach der entgegengesetzten Seite wieder zurückgeschoben wird. Natürlich besteht der größte Vortheil dieser Nähtissen darin, sie mit geringerer Mühe an jedem Ort befestigen zu können, wo man sich mit der Arbeit niederläßt, wenn nur eine Fläche von der Größe des Kissens vorhanden ist. In einer der nächsten Nummern werden wir, getreu unserm Grundsatz, unsern Leserinnen stets das Neueste im Bazar zu liefern, auch ein solches Nähtissen in Abbildung und Beschreibung bringen.

Gr. S. in Dr. Zu spät.
Gr. W. in K. Wir haben dasselbe Sprichwort schon als Rebus in unserm Blatt gebracht, und müssen Sie deshalb ersuchen, über das Eingefandte zu verfügen.
Gr. S. u. C. in S. Sobald als möglich.

Notizen.

Wenn man die Oblaten beim Siegeln eines Briefs mit Eiweiß bestreicht, so läßt sich der Brief nicht durch heißen Wasserdampf öffnen, weil das Eiweiß durch denselben erhärtet.

Sauerkraut schützt man gegen Ueberfäuerung, wenn man einen biternen Pfahl in dasselbe steckt. Dieser erhält auch das Kraut in anderer Beziehung gesund.

Pöbelbrühe zur Erhaltung des Fleisches in warmer Witterung. Man nimmt Zucker 2 Pfd., gewöhnliches Kochsalz 4 Pfd., Salpeter 16 Loth, und löst diese Salze in 6 Maß Wasser auf. 2) Man nimmt 6 Pfd. Salz, 1 Pfd. Zucker, 6 Loth Salpeter, 12 Maß Wasser, vermischt diese Ingredienzien ins Kochen, schäumt ab und läßt kalt werden. Wenn diese Pöbelbrühe durch den Gebrauch ziemlich erschöpft ist, so setzt man ihr den dritten Theil der obigen Ingredienzien zu und vermischt sie nochmals ins Kochen. In diese Pöbelbrühe taucht man das Fleisch, damit es sich in warmer Witterung halte, es bekommt dadurch eine schöne rothe Farbe.

Galvanisirtes Eisengeschirr, wie es oft vorkommt, taugt nichts für den Küchengebrauch, weil Essig und andere Säuren, besonders von Früchten, die darin gelocht werden, einen Theil des Zinks auflösen und so eine höchst giftige Substanz bilden. Mehrere Vergiftungen sind auch bereits dadurch vorgekommen, wo eßigsaures Zink in den Speisen nachgewiesen wurde.

Verfahren, um Flanell zu waschen, ohne daß derselbe gelb wird.

Man löst in der genügenden Quantität Wasser weisse Seife, oder so viel Gummi arabicum oder Dextrin auf, als nöthig ist, um die Flüssigkeit klebrig zu machen, und wäscht den Flanell hierin; hernach spült man ihn in klarem Wasser gut aus.

Neue Dachte für Nachtlichter.

Nach der „Experience de Nancy“ kann man sich leicht selbst Dachte für Nachtlichter anfertigen, indem man Feuerchwamm nimmt, diesen in der Form von kleinen Dachten schneidet, mit den Fingern rundet und dann in den Schwimmer des Nachtlichts steckt. In gut gereinigtem Del brennt dieser Dacht mit kleiner Flamme durch eine ganze Nacht, äußerst wenig Del verzehrend.

Marmelade von Hagebutten (Rosenäpfeln).

Die Hagebutten oder Rosenäpfel werden sauber abgewaschen, mit einem Theelöffel die Kerne herausgenommen und sodann in tosendem Wasser einige Male aufgewellt, so daß sie weich, aber nicht zerstückt erscheinen. Hierauf werden sie trocken gelegt und das Fleisch der Früchte durch ein Haarsieb getrieben. Auf 1 Pfund dieser Masse rechnet man 1/2 Pfd. feinen Zucker, läutert letzteren auf gelindem Feuer in einer Reining-Casserole bis zum Flug (d. h. bis der flüssige Zucker, wenn man einen Tropfen vom Köffel fallen läßt und dagegen bläst, nicht wässrig herunterfällt, sondern faden zieht) und löst in diesem präparirten Zucker die Fruchtmasse bei langsamem Feuer zu steifer Marmelade ein.

Ihrer prächtigen rothen Farbe wegen eignet sich die Hagebutten-Marmelade vorzüglich zum Garniren von Torten, Süßlingen, und ebenso zu süßen Speisen aller Art.

Rebus.

